



Wir kommentieren

die Antwort der Freiheit: Ein «fast genialer Buchtitel» – Gegenwart des Konzils und Zukunft der Kirche im ökumenischen Disput – Die Gratulanten stehen im Kreis – Ein «opus magnum» – Imposanter Aufbau – Bestechende Einteilung, aber nicht ohne Problematik – Die «Spezifität» des Unternehmens, die Kommentare – Das Zufällige in der Wahl der Kommentatoren und in der Auswahl der Bischofsreden – Das Buch, ein Wagnis – Die späteren werden auf Hampes Schultern stehen – Das Los des Übergangs.

Martin Luther

Uranliegen Luthers und das II. Vatikanum (2): Die Frohbotschaft von der Gnade – Das Evangelium in der Welt und dennoch die Welt ohne Evangelium – Die heilige Trias – Die Befreiung des Gewissens – Knecht und Herr – Vatikanum II – Die Gegenwart

Luthers auf dem Konzil – Der Reformator, ein Rufer für uns alle.

Film

Priester und Nonne im Film: Leitbild oder Reizbild? – Kleriker oder Ordensfrauen als Randfiguren – und in tragenden Hauptrollen – Ein fragwürdiges Unterfangen – Das Normale lohnt die Darstellung nicht – Die blutvoll-dynamischen Laster – Der «gute» Wille genügt nicht – «Richtig anpacken» – Die Meinung des Produzenten – Priester attraktiver als Pastoren – Der Typus des «Outsiders» – Zauberer und Hexe – Father Brown und Don Camillo – Die Reaktion des Publikums – Blick durchs Schlüsselloch – Warten aufs moralische Alibi – Identifikation mit der sympathietragenden Rolle – Reiz der imponierenden Lebensform – Nur die glaubwürdige Gestalt wird Leitbild – Schadet der religiöse Film dem Ansehen der Kirche? – Was kann von kirchlicher Seite gesehen? – Aufgaben der freien Berufe.

Leben in der Kirche

Akzente des Laienkongresses: Die «vertrauliche» Vorbereitung – Warum die Geheimnistuerei? – Die Laien haben ihre Verantwortung wahrgenommen – Das Hauptgewicht lag auf den Arbeitskreisen – Die induktive Methode war Trumpf – Die Affäre mit Kardinal Roy – Eingreifen der besonnenen Holländer – Der brave Monsignore bediente sich dienstbeflissen der römischen Sprechweise – Der wirkliche Text der Kardinalsrede – Verschreckte Geistlichkeit – «Komplexe» der katholischen Laien – Erstaunlicher Eifer bei der Liturgie – Die Resolutionen, Ausdruck einer qualifizierten öffentlichen Meinung – Ein Gemeinwesen ohne öffentliche Meinung ist krank – Endlich ein Zeichen der Gesundheit.

Bücher zum Schenken

Heilige Schrift - Theologie - Ökumene - Israel und seine Jahrtausende.

Ein ökumenisches Wagnis

Den Blickfang der Weihnachtsauslagen religiöser Buchhandlungen wird dieses Jahr ein knallrotes dreibändiges Werk von über 2000 Seiten abgeben. Wer durch die öffentlichen Meinungsmacher sich aufs Sparen hat trimmen lassen, wird den Blick sofort abwenden und sein Auge auf schlankere und elegantere Bändchen hinlenken. An Weihnachten schenkt man sich nicht Elefanten.

Trotzdem, Blickfang bleibt Blickfang, und so wird mancher doch neugierig näher zusehen. Der Titel, den er nun liest, wird ihn sicher völlig gefangen nehmen: «Die Autorität der Freiheit». Einen fast genialen Titel hat ihn der «Kirchenvater» unserer Tage, Karl Barth, genannt. Freiheit treibt heute keinen mehr auf die Barrikaden, und Autorität erscheint nur verlockend, wenn man dagegen ist. Aber die Verkoppelung beider, nicht durch ein langweiliges «und», sondern durch eine geradezu «nonkonformistisch» tönende organische Synthese, wirkt ohne Zweifel anziehend. Das also war ein glücklicher Griff.

Vielleicht zieht nun doch der eine oder andere einen der dicken roten Bände aus dem bergenden Karton. Dann liest er auf der Titelseite: «Gegenwart des Konzils und Zukunft der Kirche im ökumenischen Disput». Zwei zu eins mag jetzt der Kampf in seiner Seele stehen: «Konzil», vor zwei Jahren

noch ein Werbetitel, ist es heute nicht mehr, als Ereignis ist es vorbei und als papierenes Dokument scheint ihm wenig Lebenskraft innezuwohnen in den Augen der durchschnittlichen Leser. «Ökumene» hat einen besseren Klang; obwohl das Wort als Werbetitel älter ist, hat es doch größere Zugkraft bewahrt, und kaum einer denkt daran, daß dies eine Folge des Konzils ist. Endlich «Zukunft der Kirche», das ist heute für religiös Interessierte ohne Zweifel ein brennendes Thema. Vielleicht blättert der Käufer jetzt in dem Buch. Er wird gewahr, daß der Ton auf Konzil liegt. Da werden die Texte des Konzils nach Themen auseinandergenommen und systematisch geordnet. Dazu Einleitungen, die etwas über ihre Entstehung erzählen aus protestantischer Sicht; weiter in einer Fülle, die alles Bisherige weit übertrifft, Reden der Konzilsväter und endlich Kommentare aus der Feder von Katholiken, Protestanten, Orthodoxen, Griechen und andern.

Also eine großartige Heerschau des Konzils: Das Konzil eingebettet in die Wirklichkeit des heutigen Lebens, der «Sitz im Leben des Konzils» könnte man weniger genial, aber fast sachlich genauer sagen. Nun, vielleicht überwindet diese verlockende Aussage die Hemmungen und bringt den «Elefanten» doch auf manchen Weihnachtstisch. Schließlich schenkt man sich ja auch Pelzmäntel und andere Kostbarkeiten, die noch viel mehr als «bloß» hundertfünfzig Mark kosten.

Dazu will ich noch einige Bemerkungen anfügen, lobende und kritische, die dem Leser im ganzen nützlich sein können, daß er keine «Katze im Sack» kauft.

Das erste Echo auf das Buch

Normalerweise werden Standardwerke erst ein Jahr nach ihrem Erscheinen besprochen. Das gehört zum guten Ton, damit niemand befürchten muß, der Rezensent habe das Buch vielleicht gar nicht gelesen. Hier ist es anders: Schon ehe das Werk an das Licht der Öffentlichkeit trat, wurde es zugedeckt mit Lorbeerkränzen, die von Kapazitäten gespendet waren.

Die Reihe ist imposant: An Karl *Barth*, der es «eine sehr gute Sache» nennt, reißen sich Prof. *Ratzinger*, der den Autor mit dem Komponisten und Dirigenten einer Symphonie vergleicht, Adolf *Sommerauer*, der meint, die Lektüre dieses Buches könne fast die Teilnahme am Konzil ersetzen, Heinrich *Fries*, Professor für ökumenische Theologie, der in Radio und Zeitschrift gerade im «ökumenischen Disput» die bemerkenswerteste «Spezifität» dieses Konzilswerkes erblickt, während der evangelische Kollege des Münchner Professors in Hamburg, der Schwabe Helmut *Thielicke*, von einem «opus magnum» spricht, deman «Informationswert» nichts bisher Erschienenes vergleichbar wäre. Endlich beschließt diesen gezielten Werbefeldzug Professor Karl *Rahner* mit einem Artikel in der Boulevardzeitschrift «Der Spiegel», und auch seine Besprechung fließt über von Lobsprüchen, spricht von der «spezifischen Bedeutung» des Hampschen Buches, nennt die Tatsache, daß ein dreibändiges Werk, von einem protestantischen Pastor verfaßt, in einem katholischen Verlag im Jahr des 450. Reformationsjubiläums herausgegeben wird, ein «Ereignis» und meint, das Werk Hamps sei «einstweilen unersetzlich».

So stehen die Gratulanten im Kreis. Nicht nur Pastor *Hampe* kann mit seinem Verlag, Kösel, München, diesmal zufrieden sein, auch sein großer Wurf muß gelungen sein, wenn so viele Kapazitäten sich bereit finden, ihn einmütig zu loben, ohne ein Wort ernsthafter Kritik; denn unter Professoren ist das eine große Seltenheit.

Der Aufbau

Tatsächlich gleicht der Aufbau des Gesamtwerkes jenen symmetrischen Palazzi Roms am Quirinal oder Kapitol oder etwa der Villa Borghese. In den vier Jahren, da Pastor Hampe als Konzilsberichterstatter in Rom weilte, hat er sie oft gesehen. Drei Teile von je fünf Kapiteln. Das erste und letzte Kapitel weichen als Auf- und Abgesang von der Struktur der andern ab. Das erste heißt «Geschichte», das letzte «Zukunft». Daß dabei, zumal im Aufgesang, mancher Beitrag (etwa der ausgezeichnete von Otfried *Müller*, Erfurt, über die katholische Theologie nach dem Konzil) besser im Abgesang stünde und umgekehrt (etwa die sehr fleißige Arbeit von Seeber: Frage nach den Maßstäben), tut schließlich wenig zur Sache. Die übrigen Kapitel haben jedoch alle den gleichen Aufbau:

Zuerst gibt Pastor Hampe eine Einführung geschichtlicher Art in das Thema, dann folgen «Texte», das heißt Reden der Bischöfe vom Konzil, dann die einschlägigen eigentlichen Konzilsergebnisse, endlich «Kommentare».

Der erste Band enthält grundlegende Themen (dazu zählen die Offenbarung, das Wesen der Kirche, das Heil und die Heiligen, die Liturgie, «Ehre Gottes» genannt).

Der zweite Band befaßt sich mit dem Leben der Kirche nach innen; es ergeben sich die Kapitel: Gemeinsames Priestertum, besonderes Priestertum, der Dienst der Ordensleute, der Dienst der Leitung (Hirtenaufgabe), die Ökumene.

Endlich umfaßt der dritte Band das Wirken der Kirche nach außen: Menschenwürde und Freiheit, der Mitmensch als Mann und Frau (Ehefragen), die Gestaltung der Welt, das Evangelium für die andern.

Die Einteilung hält sich an eine programmatische Rede von Kardinal *Suenens* am Ende der ersten Session. Sie ist – ebenso wie diese – einfach und damit bestechend, aber ebenso proble-

matisch. Viele haben das inzwischen schon hervorgehoben. Die «Grundhaltungen» des Konzils, Seeber nennt sie die «Maßstäbe», die alle Texte durchziehen, werden durch eine solche Einteilung nämlich eher verdeckt als herausgehoben. Und doch müßten diese Grundhaltungen als das eigentliche Ergebnis bezeichnet sein. So kommt es denn, daß man das Beste in dieser Hinsicht an einem Punkt findet, wo es niemand erwartet, nämlich in dem Kommentar, den Ludwig *Kaufmann* zu dem Dekret über die Ordensleute geschrieben hat. Hier wird die «Unruhe», die das ganze Uhrwerk des Konzils regelte, sichtbar. Doch bläht sich dadurch dieser Beitrag zum längsten des ganzen Buches auf.

Aber auch sonst bedingt dieser «klassisch übersichtliche» Aufbau manche Gewalttätigkeiten. Es landet zum Beispiel das «Zwischenspiel» Ablaßreform, das überhaupt kein eigentliches Konzilsthema war und sich in den Akten des Konzils nicht befindet, bei den «Grundlagen» im ersten Band! Auch daß die Heiligen bei den «Grundlagen» stehen, ist eher störend. Hingegen findet sich die Botschaft des Konzils an die Welt, die sicher zu den Akten des Konzils gehört, nirgends in allen drei Bänden, und doch war sie für das Konzil von entscheidender Bedeutung. Ebenso sucht man vergebens nach der UNO-Rede des Papstes, obwohl auch sie auf Antrag Kardinal *Liénarts* unter Billigung aller Väter in die Konzilsakten eingereicht wurde.

Vielleicht war es unvermeidlich, daß nun in dem schönen Aufbau Kapitel von sehr ungleichem Gewicht nebeneinander stehen. Schon rein quantitativ wird das sichtbar, da die längsten fast viermal so lang sind wie die kürzesten. Dem Ebenmaß des Aufbaus gibt das einen schweren Stoß. Und immer ist es auch nicht berechtigt. Daß zum Beispiel das vierte Kapitel des dritten Bandes, das neben der Erklärung über die nichtchristlichen Religionen das so mühsam erarbeitete lange Missionsdekret und aus der Pastoralkonstitution die Paragraphen über den Atheismus enthält, zu einem der drei kürzesten gehört, obwohl gerade hier ein Großteil der «Probleme der Zukunft der Kirche» angeschnitten werden, ist betrüblich.

Obendrein zeigt sich gerade an diesem Beispiel, wie fraglich die gewählte Einteilung des Werkes im Grunde doch ist. Der Missionsgedanke hat sich im Laufe des Konzils immer deutlicher als ein grundlegendes Konstitutivum der Kirche herausgestellt. Das hat seinen Niederschlag in fast allen Konzilerlassen gefunden: man denke nur an die Kirchenkonstitution im zweiten Kapitel, an die Dekrete über Priester, Ordensleute und Laien. Es wäre sehr wünschenswert, all diese Stellen beisammen zu sehen, wenn man schon die Erlasse zerstückeln und «thematisch» zusammenstellen will. Doch davon findet sich in diesem Werk auch nicht ein Ansatz.

Im Kapitel «Gestaltung der Welt» findet sich eine Überschrift: «Die Armut und der Hunger der Völker». Jedem, der am Konzil war, fällt sofort ein, welche Rolle durch alle vier Sessionen die Idee von der «Armen Kirche» gespielt hat, gerade im Hinblick auf die Armut der Völker. Es bildete sich ein eigener Kreis von Bischöfen, der sich bemühte, die theologische Tiefe der Frage zu ergründen. Auf den Rat des Papstes verzichtete man auf die Erarbeitung eines eigenen Schemas und suchte in möglichst viele Erlasse des Konzils einen größeren oder kleineren Abschnitt in diesem Sinn einzufügen. Vergeblich aber sucht man in Hamps Buch eine Zusammenstellung dieser Texte.

Beim Kapitel «Wesen der Kirche» erinnert sich ein Konzilsberichterstatter sogleich an die Aussagen evangelischer Theologen, die versicherten, daß die Liturgiekonstitution eigentlich klarer und tiefer über das Wesen der Kirche gesprochen habe als die etwas verschlüsselten Aussagen der Kirchenkonstitution. Aber wieder vermißt man eine Angabe dieser Texte im einschlägigen Kapitel des Hampschen Werkes. Das ist kein Vorwurf, denn es wäre gewiß unmöglich gewesen – ohne sachliche Wiederholungen –, diesen Wünschen nachzukommen. Es zeigt aber, daß das Unternehmen, die Konzilsentscheide nach Themen zusammenzustellen, ein höchst fragliches Unternehmen darstellt, wenn dabei nicht die «Fülle» der Konzilsaussagen verloren gehen soll.

Vielleicht wäre es besser gewesen, auf das Ausdrucken der Konzilstexte zu verzichten und nur auf die je einschlägigen Nummern der verschiedenen Konstitutionen, Dekrete und Erklärungen hinzuweisen. Schließlich hat sie doch jeder Interessierte bereits (etwa im Kleinen Konzilskompendium der Herder Bücherei). Aus den drei Bänden wären so zwei geworden, und doch hätte man wesentlich vollständiger sein können.

Die Kommentare

Hoch gepriesen wird von allen der «ökumenische Disput», den das Werk durch die jedem Kapitel beigelegten Kommentare erstrebt. Tatsächlich liegt hier ein wesentlicher und integrierender Bestandteil, die «Spezifität» des Unternehmens! Es besteht auch kein Zweifel, daß sich ein solcher Disput in vielen ausgezeichneten Beiträgen abzeichnet. Trotzdem befriedigt er nicht allseits.

Zum Kapitel «Wesen der Kirche» erwartet man Stellungnahmen von Orthodoxen, Anglikanern, Lutheranern, Reformierten usw., denn gerade hier gehen die Auffassungen doch erheblich auseinander. Tatsächlich findet man auch neben zwei katholischen fünf Beiträge von Nichtkatholiken. Leider aber sind gleich vier davon Lutheraner.

Zum Kapitel über Liturgie wäre ein Ostkirchenbeitrag sehr wünschenswert gewesen neben einem Reformierten, Lutheraner und Anglikaner. Tatsächlich aber findet man neben fünf katholischen Beiträgen nur zwei Lutheraner.

Desgleichen nehmen zum Ökumenekapitel «Kirche und Kirchen» neben einem Katholiken nur drei Lutheraner Stellung. Ja selbst bei der Behandlung des Dekretes über die katholischen Ostkirchen findet sich kein ostkirchlicher Kommentator!

Bei den Fragen Kultur und Bildung, Soziale Kommunikationsmittel, Ordensleute fehlt jeder «Disput», da ihnen nur ein katholischer Kommentator beigegeben ist.

Der ganze dritte Band ist überhaupt, was den «Disput» angeht, ein wenig dürftig – und doch hatte Lukas *Vischer* das Thema dieses Bandes «Kirche in der Welt» als eminent ökumenisches Thema von größter Dringlichkeit und konkreter Möglichkeit in seinem eigenen Gutachten noch während des Konzils dargetan. Aber selbst davon abgesehen fragt man sich gerade im dritten Band, ob immer gerade die zuständigen Vertreter zu Kommentatoren gewählt wurden. Am meisten aber wundert man sich, daß zur Frage des Atheismus nur drei Kommentare über den Kommunismus zu finden sind, als gäbe es keine Atheisten, die nicht Marxisten sind. Trotzdem preist Karl Rahner die sehr «differenzierte Beurteilung des modernen Atheismus» ...

Die Artikel des Auf- und Abgesangs (erstes und letztes Kapitel) tragen im allgemeinen allzusehr den Stempel der unmittelbaren Nachkonzilszeit, in der auch gescheite Leute ein wenig mit der Stange im Nebel herumfuhren. Trotzdem sollten einige einer größeren Öffentlichkeit zugänglich werden. Ich denke da vor allem an Johannes *Neumann* über «die Verbindlichkeit der Beschlüsse» aus dem ersten, und Lukas *Vischer* über «die Zukunft des ökumenischen Rates» aus dem letzten Kapitel. Im ganzen aber erhält man heute durch ein Buch wie *KÜNFTIGE AUFGABEN DER THEOLOGIE* (Max Hueber Verlag, München 1967, 209 Seiten), das aus einem Symposium in Chicago hervorging und Vorträge von Rahner, Schillebeeckx, Lindbeck, Sittler, Schmemmann und anderer enthält, wesentlich tiefere Einsichten in die Zukunft der Kirche. Und doch sind alle diese Vorträge auch aus Ansätzen des Konzils hervorgegangen. So schnell wachsen die Dinge in unseren Tagen!

Im ganzen kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Wahl der Kommentatoren nicht einem Plan entspricht, der die Probleme allseitig beleuchten will, sondern dem Zufall, wie er sich bei Begegnungen in Rom während des Konzils ergab. Daher der fast totale Ausfall von ostkirchlichen Theologen, die drollige Mischung von Fachkräften und Alleschreibern, die Überbeanspruchung von Lutheranern, als seien sie der Vortrupp der Ökumene. Es sind das Flüchtigkeitsfehler, sie bringen uns schmerzlich zum Bewußtsein, daß für ein so monumentales Werk auch zwei Jahre nach dem Konzil eine zu kurze Zeit sind.

Die Bischofsreden

Leider haftet der Charakter des Zufälligen in nicht unbeträchtlichem Ausmaß auch der Auswahl der Bischofsreden an. Überblickt man die tatsächliche Fülle der Reden, wie man sie etwa in dem fünfbandigen Werk von *Caprile*, *IL CONCILIO VATICANO II* (Ed. Civiltà Cattolica, 5 Bände à 650 Seiten, sFr. 130.–), das bis Ostern 1968 vollendet sein wird (drei Bände sind schon erschienen), findet, ermißt man die Distanz. Gewiß sucht Hampe auch der Minderheit das Wort zu erteilen, und dieses Bestreben ist lobenswert. Doch bleiben die so zitierten Voten im ganzen eine «verschwindende» Minderheit, was der Wirklichkeit keineswegs entsprach. Auch wichtige Reden findet man nirgends, wie etwa Kardinal *Browne*, den Italiener *Nicodemo* oder den Erzbischof von Ravenna, noch schlechter schneiden die Spanier ab. Dadurch allein wird Sommerauers Urteil, man könne hier das Konzil geradezu miterleben, bereits hinfällig.

Besonders aber wundert man sich, daß in der Friedensfrage in den zitierten Bischofsreden nur eine Seite bei Hampe zu Wort kommt, so daß der überaus vorsichtig abgewogene endgültige Konzilstext völlig unverständlich wird.

Aber selbst die Auswahl an Sprechern der Mehrheit trägt oft das Merkmal des Zufälligen an sich; man wundert sich etwa, wie oft der Inder *D'Souza* zu Wort kommt. Es entspricht seiner tatsächlichen Bedeutung nicht. Bei den Ehefragen vermißt man *Léger* und *Alfrink*, die viel wichtiger waren als die etwas zum Fenster hinaus gesprochene Rede von *Suenens*. Die bedeutsamsten Reden zur Kultur aus der vierten Session, die einige Franzosen hielten, fehlen; in der Frage des Atheismus hielt ohne Zweifel Kardinal *König* die denkwürdigste Rede – man sucht sie vergebens; die entscheidende Rede des Bologneser Weihbischofs *Bettazzi* in der Frage der Kollegialität, die eine Art Stimmungsauslösung herbeiführte, fehlt. Das sind nur einige Beispiele. Man kann nun natürlich sehr geteilter Meinung sein über die Bedeutung einer Rede, und daraus kann sich eine verschiedene Auswahl ergeben. Das sei gerne zugegeben.

Wenn aber bei einer so einzigartigen Fülle, wie sie Hampes Buch erfreulicherweise aufweist, Reden, die den Fortgang des Konzils (die Umwandlung der Texte zum Beispiel) wesentlich beeinflußt haben, fehlen, ist das doch eher ein Mangel. Auch hier war der Autor offenbar beengt durch eine nur begrenzte Auswahl von Reden, die ihm zur Verfügung standen. Ein Übel, unter dem schon zur Zeit des Konzils alle Publizisten litten. Selbst das Standard-Werk *Capriles* kann nur deshalb den Band über die vierte Session erst jetzt herausbringen, weil dem Verfasser nach unendlichen Mühen erst jetzt alle Reden wirklich zugänglich sind.

In jeder Hinsicht ist darum Hampes Werk ein Übergang. Jedem Lobspruch der großen Rezensenten haftet deshalb ein «fast», ein «bis jetzt», ein «vorläufig» an. Bleibend wird sein, daß er es gewagt hat und damit die folgenden gleichsam erzwingt, denn jeder, der dieses Werk liest oder benützt – denn Lesen wie ein anderes Buch kann man es nicht –, wird so viel Anregung, so viel Anreiz, so viel Hunger nach mehr empfinden, daß jene vollkommeneren Werke, die auf Hampes Schultern stehen werden, nun geradezu zwangsläufig hervorsprießen müssen. Und so bewahrheitet sich auch hier das biblische Wort vom Samenkorn, das vielfältige Frucht bringt.

Wir haben ein wenig hart und manchmal spitz kritisiert. Zwei Gründe dafür: Erstens muß der «Disput» aus dem tödlichen Klima der Salons heraus. Er ist eine ernste Sache unter Christen, die nicht lieblos, aber offen reden sollen. Sie mögen Blumen mitbringen, wie beim Besuch einer Dame. Aber dabei darf es nicht bleiben. Zweitens: Es ist gar nicht so leicht, zum Lesen eines so dicken Werkes anzuregen – ich meine zum gründlichen Lesen, das sich nicht mit Durchblättern und schnellen Stichproben begnügt. Das beste Mittel dazu ist die Kritik, denn sie erzeugt Widerspruch.

Mario von Galli

LUTHERS URANLIEGEN UND DAS II. VATIKANUM (2)

Das Evangelium von der Gnade

Luthers eigentlichstes Uranliegen ist jedoch nicht so sehr die Schrift und das Wort Gottes, sondern die zentrale Botschaft der Schrift: das Evangelium, die Frohbotschaft von der Gnade. «Glaubt an das Evangelium!», das ist Luthers erstes und letztes Wort. Es ist das eigentliche Wort, die «Summe der Reformation», sagt mit Recht H. Bornkamm.⁵⁰ Luther leugnete natürlich nicht, daß das Evangelium stets in der Welt war, daß die Kirche das «Evangelium» gepredigt hat. Aber er meinte, daß trotzdem «die Welt ... ohne Evangelium» war.⁵¹ «Man wußte ... das Evangelium nicht anders zu predigen, als daß man daraus Exempel und gute Werke lernen sollte. Und unser keiner hat je ein Evangelium gehört, das zum Trost des Gewissens auf den Glauben und das Vertrauen auf Christus bezogen worden wäre, wie es doch billig sein sollte.»⁵² Denn «Evangelium heißt nichts anderes denn eine Predigt und Geschrei von der Gnad und Barmherzigkeit Gottes, durch den Herrn Christus mit seinem Tod verdient und erworben.»⁵³

Wenn man diese Formulierung Luthers einmal in einen dogmatischen Satz fassen wollte, so könnte man sagen: die zentrale Botschaft des Neuen Testaments ist die Rechtfertigung des Sünders durch Glaube allein aus lauter Gnade. Die Gnade ist konkret verkörpert in Christus, in Christus allein! Durch alles, was Luther gesagt und geschrieben – sein Werk füllt rund 100 Foliobände –, will er immer wieder das eine künden und zu dem einen zurückführen, zu Christus als dem einen und einzigen Mittler, dem Anfang und Ende allen Heils. Von dieser Mitte aus kritisiert er den Heiligenkult, der die Heiligen zu Fürbittern braucht, weil man Christus zum zürnenden Richter gemacht, dessen Zorn die Heiligen besänftigen müssen (Motiv der Schutzmantelmadonna). Christi Gnade wird uns aber zuteil «allein durch Glaube», «ohne des Gesetzes Werke». Der Christ kann nie etwas anderes sein und sein wollen als der Bettler, der sich nicht auf eigene Verdienste beruft, sondern nur vom Empfangen lebt. Der Glaube schaut nie auf sich, sondern ist ein Sich-Verlassen und Vertrauen auf den, der uns zur Gerechtigkeit gegeben ist, Christus. Unzählige Male hat Luther den Satz wiederholt: «Gott will von uns nichts anderes als den Glauben und will nur durch den Glauben an uns handeln.» Wo dies nicht mehr gewußt und praktiziert wird, da beginnt das Haschen nach «eigener Heiligkeit»: «Vigilien, Bruderschaften, Wallfahrten, Ablass, Fasten, Heiligendienst, Heiligtum, Poltergeister und die ganze Prozession des höllischen Kreuzganges. Denn wie ist es anders möglich? Wenn sich ein Gewissen auf seine Werke verlassen und bauen soll, so sitzt es auf einem losen Sande (Mt 7,26f.), der bewegt sich und rieselt immerzu und muß Werke suchen, immer eines nach dem andern, je länger je mehr, bis daß man zuletzt den Toten Mönchskappen anzog, darin sie gen Himmel fahten sollten.»⁵⁴

Es ist nicht zu leugnen, daß die Konzentration auf das «Christus allein» von vielen sekundären Dingen weg wieder zum Zentralen der Christusbotschaft, wie sie Paulus interpretierte, hinführte und für viele Gewissen, die ob der vielen religiösen Praktiken das Evangelium von der Rechtfertigung «allein aus Gnade» fast vergessen hatten, eine große Befreiung bedeutete. Luther lehnte gewiß die guten Werke nicht ab. Ein Gnadenglaube, der nicht wirksam ist, wäre nur wie ein Spiegelbild: ein bloßer Schein, nicht das wahre Angesicht. Luther schilt die Antinomer «feine Osterprediger, aber schändliche Pfingstprediger», denn sie «predigen nichts von der Heiligung».⁵⁵ Es ist unmöglich, das Werk vom Glauben zu scheiden, so unmöglich als Brennen und Leuchten vom Feuer geschieden werden können. Aber es gilt, die richtige Ordnung einzuhalten. Nicht die guten Früchte machen den Baum gut, sondern der gute Baum bringt gute Früchte. Nicht unsere Werke rechtfertigen uns und machen uns selig, sondern der Glaube, «der nicht fragt, ob gute Werke zu tun sind, sondern ehe man fragt, hat er sie getan und ist immer im Tun».⁵⁶ Diese Sicht von Glaube und Werk befreit die Werke aus dem Schema einer religiösen Wertskala, nach der bestimmte Werke besonders «heilig» oder «verdienstlicher» wären als andere. Der Glaube gibt die Freiheit, gerade das zu tun, was um des Nächsten

willen nötig ist, das heißt was die Liebe fordert. Findet einer «sein Herz in der Zuversicht, daß es Gott gefalle, so ist das Werk gut, wenn es auch so gering wäre als einen Strohalm aufheben; ist die Zuversicht nicht da oder zweifelt daran, so ist das Werk nicht gut, ob es schon alle Toten aufweckt, und sich der Mensch verbrennen ließe».⁵⁷ Solcher Glaube ist das Zugleich von radikaler Freiheit und radikaler Dienstbarkeit. In diesem Licht ist das Paradox verständlich, das Luther am Anfang der Schrift «Von der Freiheit eines Christenmenschen» ausgesprochen hat: «Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.»⁵⁸

Vatikanum II

Luthers Uranliegen konnten vom ersten Tag an nicht ohne Einfluß auf die katholische Kirche bleiben. Schon 1534 durfte er einem guten Freund schreiben: «Sie (die Päpstlichen) wollen, wie sie sagen, von solch einem Bettler unreformiert sein. Dennoch hat derselbe Bettler – ich muß mich ein wenig rühmen, doch heimlich, daß sie es nicht erfahren! – sie ziemlich reformiert.»⁵⁹ Was er bereits erreicht sah, spricht er in einer Vorrede zu Stephan Klingbeils Schrift über die Priesterehe von 1528 aus:

► «Erstlich habe ich die Papisten in die Bücher gejagt und sonderlich in die Heilige Schrift, und den Heiden Aristoteles und die Summisten mit ihren Sentenzenbüchern vom Platz getrieben, so daß sie (jetzt) weder auf der Kanzel noch in den Schulen so regieren und lehren, wie sie zuvor getan haben.

► Zum andern habe ich das große Gepränge und den Jahrmarkt des verführerischen Ablasses stiller gemacht ...

► Zum dritten habe ich den Wallfahrten ... fast die Straßen verlegt.»⁶⁰

Wenn Luther heute, nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil, über «seine Reformation» im katholischen Bereich Rückschau hielte, würde er wohl immer noch eine kritische «Manöverkritik» schreiben, aber die Liste der positiven Punkte wäre gewiß um manches länger. Das Zweite Vatikanische Konzil, das nach 450 Jahren unfruchtbarer Trennung bewußt den Weg der Verständigung einschlagen wollte, hat von den Uranliegen Luthers so viel aufgegriffen, wie auch die Optimisten kaum zu hoffen gewagt haben.

Abläß: Der Ablass war kein Konzils-Thema. Er spielt in der heutigen katholischen Frömmigkeit keine große Rolle mehr. Aber das Konzil erlebte während der vierten Session eine außerkonziliare Ablass-Debatte in St. Peter. Sie fiel in denkwürdiger Fügung gerade auf den Geburts- und Namenstag von Martin Luther (10. und 11. November). Luther hätte wohl mit beiden Ohren gehorcht, wenn er die Voten der ostkirchlichen Würdenträger und der Bischofskonferenzen der klassischen Diasporaländer wie Deutschland, Skandinavien, Holland, Österreich hätte hören können. Die Nachfahren der «Väter der Reformation», die als Beobachter-Delegierte der Debatte folgten, hatten sich nicht mehr zurückhalten können, in aller Offenheit Beifall zu klatschen. Der repräsentativste Vertreter der Kirche des Ostens, Patriarch *Maximos IV.*, hätte am liebsten gesehen, wenn die katholische Kirche durch eine positive Entscheidung die heutige Ablasspraxis fallen ließe. In der alten und allgemeinen Tradition sei bis ins 11. Jahrhundert keine Spur der Ablässe zu finden. Noch heute kenne die Orthodoxe Kirche, die treu der ehrwürdigen alten Tradition folge, die Ablässe, wie sie der lateinische Westen verstehe, nicht. Die theologische Argumentation des Mittelalters in der Ablassfrage bilde einen Komplex von theologischen Ableitungen, von denen jede Schlußfolgerung seine Prämissen ein wenig übersteige. Ein schwerer Vorwurf an eine Schultheologie, die wesentlich auf

dem syllogistischen Denken beruht! Im Ablass hätte ein «ungebührlicher Schritt» von der menschlichen Ordnung zur göttlichen Ordnung stattgefunden. Noch heute begünstige die Ablasspraxis eine Art religiösen Merkantilismus und lasse das Wesentliche vergessen: die Buße. Das Votum des deutschen und österreichischen Episkopates rügte an der traditionellen Ablasslehre, daß zu wenig unterschieden werde zwischen gesicherter Lehre und bloßen theologischen Meinungen. Die meisten vorgebrachten Bibelstellen würden nicht beweisen. Die Rechnung nach Maß und Zahl im Ablass sollte nicht nur aus theologischen, sondern auch aus psychologisch-seelsorgerlichen Gründen aufgegeben werden. – Man wird kaum behaupten können, daß die römische Ablass-Konstitution «Indulgentiarum doctrina» vom 1. Januar 1967 schon all diesen Voten Rechnung getragen hat. Die Kirchen der Reformation jedenfalls sind der Meinung, daß Luther auch im 450. Gedenkjahr des Thesenanschlags die theologische Antwort aus dem offiziellen Rom noch nicht bekommen hat.⁶¹ Die neue Ablass-Konstitution enthält jedoch einen kleinen Passus, der bereits viele und vieles versöhnen könnte. Er lautet: «Die Kirche beläßt jedem Christen die heilige und gerechte Freiheit der Kinder Gottes, solche Hilfsmittel der Reinigung und Heiligung (Ablässe) zu gebrauchen.⁶² Damit ist Luthers Forderung in These 47 erfüllt: «Man soll die Christen lehren, daß das Ablasslösen freigestellt sei und nicht geboten.»

Die Schrift allein: Im Zweiten Vatikanischen Konzil stellte sich die Kirche erstmals in aller Intensität die Frage nach den «Quellen der Offenbarung». Ihretwegen wäre es in der ersten Session fast zu einer Konzilskrise gekommen. Zwei Gruppen standen einander unversöhnlich gegenüber: Die konservative Gruppe, die Schrift und Tradition dahin interpretierte, daß die göttliche Offenbarung teils in der Schrift, teils in der Tradition uns überliefert ist. Die fortschrittliche Gruppe wollte die Tradition mehr nur als lebendige Auslegung der Schrift durch die Kirche verstehen. Das Konzil hat diese Streitfrage der Diskussion der Theologen freigegeben, aber bereits Akzente gesetzt, die ein berechtigtes «Die Schrift allein» nahelegen. Ausdrücklich wird betont, daß das kirchliche Lehramt nicht über der Schrift als deren Herrin, sondern «unter der Schrift» als deren Dienerin steht.⁶³ Die Schrift ist «suprema regula», oberste Richtschnur der Kirche.⁶⁴ Die Formulierung des Konzils, daß «die Schrift zusammen mit der heiligen Überlieferung» diese oberste Norm darstelle, will keineswegs die «Tradition» als «andere Quelle» neben die Schrift setzen, sondern versteht dabei «Tradition» als bleibend lebendiges Schriftverständnis. Der Antrag von 144 Vätern der konservativen Richtung, an dieser Stelle vom «geschriebenen und überlieferten Wort Gottes» zu sprechen, wurde ausdrücklich abgelehnt. Im anschließenden Konzilstext ist denn auch nur von der Schrift die Rede. Von der kirchlichen Verkündigung wird gefordert, daß sie sich «von der Heiligen Schrift nähre und sich an ihr orientiere».⁶⁵ Die Heilige Schrift «muß die Seele der ganzen Theologie sein».⁶⁶ An ihr würde sich die Theologie «ständig verjüngen».⁶⁷

PRIESTER UND NONNE IM FILM

Wer immer seit Kriegsende mit einiger Regelmäßigkeit das Angebot in- und ausländischer Spielfilme verfolgt hat, wird mühelos eine grobe Unterscheidung mitvollziehen können: Es gibt eine Kategorie von Filmen, in denen Priester- und Nonnengestalten gewissermaßen als reines Dekor Verwendung finden, wie etwa eine Artistennummer im Rahmen eines musikalischen Unterhaltungsfilms.

Als bloßer Dekor

Man kennt – um nur ein Beispiel zu nennen – die grobschlächtig-urwüchsigen Bauernpfarrer des deutschen Heimatfilms, deren Hauptbeschäftigung ausschließlich darin zu bestehen

Den Predigern wird aufgetragen, «nicht ihre eigenen Meinungen vorzutragen, sondern immer Gottes Wort zu lehren».⁶⁸ «Vor allem der Bischof» muß das «Amt des Wortes» wahrnehmen und ein «Verkündiger des Glaubens sein».⁶⁹ Den Bischöfen, als «Nachfolgern der Apostel», ist in besonderer Weise «das Zeugnis für die Frohbotschaft von der Gnade Gottes anvertraut».⁷⁰ Es wäre daher gegen Geist und Buchstabe des Konzils, wenn Luther heute noch mit seinem Vorwurf recht hätte, daß die Bischöfe «das höchste Amt des Wortes, das ihnen eigen sein soll, den allergeringsten, den Kapellanen und Mönchen» überlassen; «sie aber firmeln dieweil und weihen Glocken» und sind «rechte Kinderbischöfe».⁷¹

Christozentrik: Die charakteristische Note der Konzilsdokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils ist ihre christozentrische Ausrichtung. Diesem Anliegen hatte Papst Paul VI. in der Eröffnungsrede der zweiten Konzilssession beredten Ausdruck gegeben: «Was ist, Brüder, der Ausgangspunkt unseres Weges? Welche Richtung muß er einschlagen? ... Und welches Ziel wird sich der Plan unseres Weges stecken? Auf diese drei ganz einfachen und grundlegenden Fragen gibt es bekanntlich nur eine Antwort, die wir hier, gleich in dieser Stunde, uns selbst geben und der uns umgebenden Welt verkünden müssen: CHRISTUS! Christus ist unser Ausgangspunkt, Christus unser Weg, Christus unsere Hoffnung und unser Ziel. ... Über dieser Versammlung soll kein Licht aufleuchten, das nicht Christus ist, das Licht der Welt; keine Wahrheit soll unseren Geist interessieren außer den Worten des Herrn, unseres einzigen Meisters; kein anderes Bestreben soll uns leiten außer dem Verlangen, Ihm unbedingt treu zu sein.»⁷²

Im ganz konkreten theologischen Verständnis der Uranliegen Luthers werden gewiß zwischen dem Reformator und der katholischen Kirche noch manche Differenzen bestehen. Es ging uns jedoch nur darum, auf einige wesentliche Grundanliegen und Grundtendenzen hinzuweisen, in denen Luther ein Rufer für uns alle geworden ist. Wenn wir Katholiken erstmals in der Geschichte ein großes Luther-Gedenkjahr mit unseren evangelischen Christen begehen, dann bezeugen wir damit, daß Luther auch uns etwas Gütiges zu künden hat.

Albert Ebnetter

Erster Teil siehe Nr. 21, Seite 241 ff. – ⁶⁰ Das bleibende Recht der Reformation, S. 97. – ⁶¹ Vermahnung an die Geistlichen, versammelt auf dem Reichstag zu Augsburg, 1530. WA 30 II, 291. – ⁶² Ebd. 291. – ⁶³ WA 12, 259. – ⁶⁴ WA 30 II, 290. – ⁶⁵ WA 50, 599. – ⁶⁶ WADB (Deutsche Bibel) 7,10. – ⁶⁷ WA 6, 206. – ⁶⁸ WA 7, 21. – ⁶⁹ WA 38, 270. – ⁷⁰ WA 26, 530. – ⁷¹ Vgl. H. Bornkamm, Thesen und Thesenanschlag Luthers, 1967, S. 65 ff. – ⁷² Acta Apostolicae Sedis 59 (1967) 20. – ⁶³ Konstitution über die göttliche Offenbarung, Nr. 10. – ⁶⁴ Ebd. Nr. 21. – ⁶⁵ Ebd. Nr. 21. – ⁶⁶ Dekret über die Priesterausbildung, Nr. 16. – ⁶⁷ Offenbarung, Nr. 24. – ⁶⁸ Dekret über Dienst und Leben der Priester, Nr. 4. – ⁶⁹ Dekret über die Missionstätigkeit der Kirche, Nr. 20. – ⁷⁰ Konstitution über die Kirche, Nr. 21; 24. – ⁷¹ WA 11, 416. – ⁷² 29. September 1963, Constitutiones, Decreta, Declarationes Concilii Oecumenici Vaticani II, p. 902 s.

scheint, mit Apothekern, Oberförstern und Notaren zu schafkopfen, gelegentlich auch einmal in nicht ganz korrekter liturgischer Gewandung einen jungen Erdenbürger zu taufen oder einen alten nicht ohne Weihrauch in geweihte Erde zu senken, in Heimerde, versteht sich!

Manchmal trösten diese Urwüchsigen auch ein Bauernmädchen, das seine Liebe zu einem unwürdigen Stadtfrack verraten sieht, und reden ihm in einer Mischung von Gottes Wort und Gemeinplätzen den bereits beschlossenen Selbstmord aus.

Andere fungieren gelegentlich auch als das unbeugsame Rückgrat einer ebenso katholischen wie verständnislosen Stief-

mutter, der die Verlobung ihres hoffnungsvollen Sohnes mit einer ortsbekannt-leichtlebigen Person ein unvorstellbarer Gedanke ist.

Das weibliche Pendant solcher «lebensnahen» Filmklischees stellt die apfelbäckige Ortsschwester dar, die ganzen Generationen von Kindergartenbesuchern die Hosen sauber gehalten hat. Ihre Verwendungsmöglichkeit ist schier unerschöpflich.

Die «Kontrastschwester» dazu – gleichwohl eine ernsthafte Filmkonkurrenz – ist die bärbeißig-sauertöpfische Erzieherin im geistlich geleiteten Mädchenpensionat. Auch dieser Typus ist schier unbegrenzter Abwandlungen fähig.

Bleibe das Erscheinungsbild von Priestern und Nonnen im Film auf solche Rollen beschränkt, so wäre das in der Tat außerordentlich bedauerlich. Nicht nur deshalb, weil sie kein wahres Bild des Priesters und der Nonne zu vermitteln vermöchten, sondern weil solche Priester und Ordensfrauen weder Leitbilder sind noch dazu reizen, für Reizbilder gehalten zu werden.

Gott sei Dank – oder leider Gottes – gibt es aber auch andere Filme, solche, in denen Priester und Nonnen tragende Figuren im Ablauf eines dramatischen Geschehens sind, das seinerseits ihr Leben und Wirken und Probleme ihres Lebens und Wirkens zum Gegenstand hat. Diese Kategorie von Filmen steht für uns zur Frage, erweitert um solche, in denen die genannten Vertreter geistlicher Berufe wenn nicht Titelrollen, so doch ernstzunehmende Hauptrollen innehaben.

Als tragende Hauptfigur

Wie fast alle Massenmedien, so spiegelt auch das Kinoprogramm unsere vielgliedrige und vielgesichtige Gesellschaft wider. Der Spiegel hätte einen erheblichen blinden Fleck, wenn er nur die Wirklichkeit von Eheproblemen und Machtkonflikten, die Anfälligkeit des Menschen für das Böse, wenn er nur die Wirklichkeit in den Bereichen der Kunst, Unterhaltung, Crime und Sex wiedergäbe, nicht aber die Wirklichkeit gläubiger menschlicher Existenzen.

Insofern muß es zunächst schon einmal für ein Positivum gelten, daß der gläubige Mensch in seinen exponierten Vertretern einen Platz auf der Leinwand gefunden hat. Selbstverständlich ist diese Situation keineswegs, zumal ja der klug berechnende Produzent von zwei verschiedenen Überlegungen zu einer ganz anderen Schlußfolgerung gelangen könnte:

Problemfilme, die ohnehin nicht jedermanns Sache sind, auf religiöse Themen auszuweiten, stellt angesichts des hohen Prozentsatzes abständiger Christen ein fragwürdiges kaufmännisches Unterfangen dar.

Viele «mittlere» und «gehobene» Christen könnten eine psychische Bremse, eine Art von geistlicher Schamhaftigkeit empfinden, geistliche Bereicherung justament im sonst so suspekten Amüsierschuppen entgegenzunehmen.

Also bleibe ich lieber im Pferch wohlgeprobter profaner Stoffe und ihrer dramaturgischen Modelle, statt mich auf Gottes grüne Auen zu verirren.

Hätten die Produzenten in Vergangenheit und Gegenwart sich diese Schlußfolgerung zu eigen gemacht, so würde uns der zum Teil gewiß unerfreuliche Stoff für unsere Überlegungen mangeln, und wir hätten allenfalls über das Thema zu handeln: «Warum ist die Wirklichkeit des Glaubens für den modernen Film nicht attraktiv?» Und der christliche Minderwertigkeitskomplex hätte eine zusätzliche Motivation!

Produzenten und Regisseure aber wären, wie zahlreiche Beispiele beweisen, an etlichen Chancen, Kunstwerke auf die Leinwand zu bringen, vorbeigegangen.

Nun ist es aber anders gekommen. Glaubensthemen oder zumindest christliche Figuren bevölkern die sonst so belanglose, fragwürdige oder unzüchtige Leinwand. Kleriker und Ordens-

frauen sind kinofähig geworden. Diese ihre neue «Würde» verdanken sie neben vielfältigen Spekulationen, von denen noch zu sprechen sein wird, der Spekulation mit den frommen Seelen, mit dem genannten Minderwertigkeitskomplex, der in Extremfällen einen Film allein schon deshalb für anschauenswert hält, weil auf den Standfotos im Kinoaushang ein Birett oder ein Nonnenschleier zu erkennen sind.

Der Ehrlichkeit halber müssen wir allerdings festhalten, daß es in der Tat kein leichtes ist, die innere Beziehung des Menschen zu Gott, vor allem aber das Lebensmotiv einer Ordensschwester und eines Priesters darzustellen.

Das, was sich als unsichtbarer Vorgang einer direkten optischen Darstellung entzieht, muß auf dem Umweg über darstellbare Lebensäußerungen sichtbar gemacht werden. Solche Umwege schließen das Risiko von Abwegen und Holzwegen ein. Unser besonderes Problem trifft hier zusammen mit der Schwierigkeit, die die Geschichte des Theaters seit seinen Anfängen kennt, nämlich das Positive glaubwürdig und attraktiv darzustellen, einer Schwierigkeit übrigens, die das Theater mit der bildenden Kunst gemeinsam hat:

In der historischen Klosterbibliothek der Benediktiner zu Metten an der Donau befindet sich ein interessantes Deckengemälde, auf dem neben den Wissenschaften sowohl die Tugenden als auch die Laster in allegorischen Figuren abgebildet sind. Bei Führungen im kleinen Kreis erlauben es sich die Mönche mitunter schmunzelnd darauf hinzuweisen, wie langweilig das Gewölbe der Tugenden sich gegenüber den blutvoll-dynamischen Lastern ausnimmt.

Auf den religiösen Film angewandt heißt das: die aufopfernde mühevollle Alltagsarbeit eines Kaplans ist längst nicht so ergiebig wie die Darstellung seines Ringens um die konsequente Einhaltung des Zölibats inmitten einer quicklebendigen Schar junger Mädchen.

Das Normale lohnt offenbar die Darstellung nicht. Also muß es häufig das Außergewöhnliche sein, die Gratwanderung, der Grenzfall christlicher Existenz. Wenn solche Grenzfälle richtig angepackt werden, so können sie freilich für sich in Anspruch nehmen, wie durch ein Brennglas die Problematik christlicher Existenz zu verdichten.

Hinter der Formulierung «richtig anpacken» verbirgt sich dabei nahezu die gesamte Problematik religiöser Kunst.

Hier genügt weder der gute (christliche) Wille noch die dramaturgische Routine und das handwerkliche Können allein. Wenn der Kairos einer fündigen Filmidee christlicher Thematik genutzt werden soll, bedarf es des Künstlers, bedarf es der Kunst in dem Sinne, daß Wahrheit geschieht. Das Produkt des guten Willens ist in aller Regel das genaue Gegenteil von «gut»!

In der Sicht des Produzenten

Wenn wir einen Durchschnittsfilmproduzenten ohne akuten Anlaß über seine Meinung zur Kassenrentabilität der Nonne und des Priesters in seinem Metier befragen, so wird er sicher zugeben, daß solche Gestalten für ihn außerordentlich interessant sind.

Unbelastet von der Frage «Reizbild oder Leitbild» wird er konstatieren, daß katholische Priester und Nonnen zunächst einmal ungleich attraktiver sind als evangelische Pastoren und Diakonissen. Jene sind exponierter als diese, und das sowohl ihrer «Uniform» nach als auch durch die selbstgewählten außerordentlich hohen Anforderungen an sich selbst, die für einen Großteil unserer Zeitgenossen geradezu als Abnormitäten gelten. Was sie fernher interessant und damit für den Produzenten lukrativ macht, ist ihre Lebens- oder Gesellungsform innerhalb wie außerhalb von Klostermauern: Der Klan der schwarzen Männer, die Loge der gestrengen Frauen mit schwarzem Schleier sind für viele ein ebenso geheimnisvolles

wie verdächtiges Phänomen: um so geheimnisvoller, je weniger man über derartige Lebensverhältnisse tatsächlich weiß.

So wie für viele Katholiken ein FKK-Strand und die Menschen, die sich zu solchen Ferienfreuden hingezogen fühlen, unverständlich und dabei doch von soziologisch-psychologischem Interesse sind, so interessiert andere Leute – in der Regel mit gleich geringem Erfolg –, was denn wohl bei den «Berufskatholiken» dahinter sei.

Die Spekulation mit der Neugierde liegt also nahe. Da kann man gewissermaßen durch's Schlüsselloch Gestalten sehen, die genau so Menschen sind wie jeder andere auch und dennoch in entscheidenden Dingen anders als die Mehrzahl.

Dieser Typus des «outsiders» muß Produzenten wie Drehbuchautoren als willkommenere Bereicherung des sonst üblichen Rollentableaus erscheinen.

Freilich ist auch der Verbrecher ein Mensch wie wir und dennoch «in entscheidenden Dingen» anders. Das Anderssein nach unten aber ist viel glaubwürdiger! Das Anderssein mit dem Limes nach oben wird als Provokation empfunden und deshalb in geradezu leidenschaftlicher Akribie mit seinen eigenen Maßstäben gemessen.

Ein anderer Gesichtspunkt ist dabei nicht zu vergessen. Der Durchschnittsproduzent kennt sein Publikum und seine Wünsche; und so, wie der wahre Jakob, der auf dem Jahrmarkt ein neues Patentreiben am offenen Stand anpreist, von praktischer Psychologie auf seine Weise mitunter mehr versteht als ein Diplompsychologe, so weiß auch der Produzent zunächst unbewußt mehr von Kulturgeschichte und Tiefenpsychologie, als man sich träumen läßt: Filme sind moderne Märchenbücher. Was Lieschen Müller bei den Gebrüdern Grimm gesucht hat, soll Dr. Elisabeth Müller auch im Gloria-Palast finden: ein wenig Adel, ein wenig bedauernswerte Armut, ein wenig Reichtum, ein wenig Schönheit, ein wenig Bösewicht, ein wenig Held. Fehlen nur noch zwei wesentliche Gestalten aus der Märchenwelt: der Zauberer und die Hexe. Und justament für diese Lücke bieten sich Priester und Nonne an.

Man sollte, falls man es überhaupt tut, über diesen Gedankengang nicht zu sehr erschrecken. Die Hexe beispielsweise ist ursprünglich nicht unbedingt das alte, scheußliche Weib, das auf Reisigbesen durch die Luft reitet. Die Funktion der Frau, die in der Welt des Magischen zu Hause ist und mit Dämonen redet, ist sicher älter, als man gemeinhin glaubt. Das gleiche gilt für Priester- und Medizinmanggestalten aller Kulturkreise.

Wer daran zweifeln sollte, daß Außenstehende den Priester und die Nonne solchermaßen quasi als archetypische Figuren erleben, braucht sich nur darauf zu besinnen, in welchem Maße – Gott sei Dank! – das Sinnhafte, das aber zuweilen einen magischen Anflug hat, in katholischen Frömmigkeitsformen erhalten geblieben ist. Selbst wenn man vom gesamten christlichen Brauchtum und seinen getauften heidnischen Elementen absieht, bleibt für den Priester, der von sich die unmittelbare Stellvertretung Gottes (etwa im Beichtstuhl) oder die Mittlerrolle zu Gott behauptet, eine ganze Menge übrig, was ihn von seinem evangelischen Amtsbruder unterscheidet (Gebets- und Segensgestus, Exorzismus beim Taufritus, Wasser, Weihrauch, hl. Salbungen, liturgische Gewandung und die Wandlungsgewalt des Wortes).

Kehren wir zu unserem Produzenten zurück: Ein uralter Witz kennzeichnet den publikumswirksamsten Filmstoff durch einen einzigen Satz: «Eminenz, sagte die Gräfin, nehmen Sie Ihre Hand von meinem Knie.» Dieses unfreundliche Illustriertensklichee hat gewiß bei einigen Filmplänen Pate gestanden. Aber machen wir es uns nicht zu leicht, denn schließlich gibt es ja Filme religiösen Inhalts, die diese Schablone widerlegen.

Es muß also einen künstlerisch interessierten Produzenten, es muß einen Drehbuchautor und einen Regisseur reizen, Ge-

stalten zu eigenem Leben zu erwecken, die über den Normalpegel kontingenter Selbstzufriedenheit in den sogenannten transzendenten Raum hineinreichen. Es braucht nicht mehr zu sein als der Anspruch, den eine solche Aufgabe an den Künstler stellt, was ihn reizt. Die Darstellung eines Liebesverhältnisses, in der es beispielsweise gelingt, den geistigen Vorgang der Beziehung zweier Menschen zueinander, das Heraustreten aus dem Bannkreis egoistischer Triebvorstellungen glaubhaft deutlich zu machen, überragt notwendig die platte Darbietung erotischer Szenen.

Im gleichen Sinne ist die künstlerische Leistung dessen, der die innere Problematik, den theologisch-geistlichen Gehalt eines Priester- oder Schwesternschicksals zeichnet, ungleich größer als das noch so spannungsreiche, aber vordergründige Produkt eines Schlüssellochguckers, der nur auf den Augenblick der menschlichen Schwäche wartet.

Daß also hier Antriebe für den Produzenten liegen, die mit missionarischer Absicht gar nichts zu tun haben, ist offensichtlich.

Ich darf von weiteren möglichen Anreizen zur Produktion potentieller Leitbilder noch einen benennen: Gestalten wie *Chestertons* Pater Brown oder *Guareschis* Don Camillo boten eine bislang kaum gekannte Chance: der Dunkelmann, der von Beruf Fromme, bietet sich in der Kombination seiner einschlägigen Berufsfunktion mit einer möglichst standesfremden Aktivität als völlig neuer Rollentypus dar. Vor allem, wenn er nicht seine eigentliche Berufung flieht und insgeheim einen neuen Beruf ergreift, sondern wenn – wie bei Pater Brown – der Detektiv Priester bleibt, und das auf glaubwürdige Weise. Den Produzenten mag an solchen Figuren besonders reizen, die liebenswürdige Menschlichkeit des Priesters herauszustellen, die sich zumindest für den Abständigen in der Alltagswirklichkeit hinter römischem Kragen oder Meßgewand verbirgt.

In welchem Maße der Durchschnittschrist für das unverhoffte Erlebnis priesterlicher Menschlichkeit empfänglich und dankbar ist, erfährt mancher Seelsorger bei gelegentlichen privaten Besuchen: «Daß unser Pfarrer so nett und aufgeschlossen sein kann, hätten wir gar nicht gedacht.»

Die Problematik solcher Priesterrollen im Film besteht allerdings in der Verführung, aus dem lebensstüchtigen Pfarrer einen «Johannes Dampf in allen Gassen» oder gar weniger zu machen (vgl. die letzten Fortsetzungen von «Don Camillo»), zumindest aber darin, daß das Bild dieses Priesters vordergründig bleibt, daß man ihn als menschlich-sozial, gebildet, ästhetisch aufgeschlossen darstellt, seinem Priestertum aber nicht mehr gerecht wird.

Erwartungen des Kinobesuchers

Wir sind bei unseren Überlegungen bezüglich möglicher Produzentenmotive nicht umhingekommen; bereits Gesichtspunkte der Konsumentenseite zu streifen. Die Erklärung dafür ist einfach. Es gibt keinen Produzenten, der über künftige Produktionen auch nur nachdenken würde, ohne die zu erwartende Reaktion seines Publikums in Rechnung zu ziehen. Dennoch sollten wir uns nun der Seite des Kinobesuchers zuwenden, der sich für DM 2,50 auf weichem Sessel mit der harten Realität einer fremden Welt konfrontiert sieht.

Meine erste Behauptung mag für manchen überspitzt und unglaubwürdig klingen: Ein großer Teil des Kinopublikums, mithin ein außerordentlich großer Teil unserer Gesellschaft glaubt keiner Nonne und keinem Priester, daß sie so leben, wie sie zu leben vorgeben. Genauer gesagt, man hält die Jungfräulichkeit – die fälschlicherweise jahrzehntelang mit dem Stichwort «Keuschheit» bezeichnet wurde – für so unerfüllbar, daß man nur noch vor der Wahl steht, Vertreter dieser Stände für krankhaft und blutleer zu halten oder – im Falle der

Konfrontation im Kino – gespannt auf den heimlichen Bruch zwischen der anmaßenden Behauptung und dem wirklichen Leben zu warten.

Hier wiederholt sich in gewissem Sinne das, was wir bereits früher über die Neugierde gesagt haben: das Warten auf Enthüllungen jeglicher Art, der angestrenzte Blick durch das Schlüsselloch in die Intimsphäre einer als ungläubwürdig empfundenen Lebensweise. Die aufgeklärte Phantasie – hier verstanden als eine durch Illustriertenlektüre und den Genuß einschlägiger erotischer Fachliteratur zu differenzierter Kenntnis erweiterte Phantasie – wartet auf alle Formen physischer und sublimierter sexueller Ersatzbefriedigung.

Eine Abwandlung dieser Einstellung stellt das herzliche Mitleid mit so «gesunden und sympathischen» Menschen dar, die unverständlicherweise auf die interessantesten Freuden des Lebens verzichten: die junge Nonne, der sportliche Kaplan usw.

Hinter der Neugierde lauert gespannt die Schadenfreude, das Warten auf das moralische Alibi. Erst recht feiert die Schadenfreude Triumphe, wenn man Priester oder Nonnen erlebt, die mit der Jungfräulichkeit oder auch «nur» mit dem Gehorsam nicht zurechtkommen. Daß in guten religiösen Filmen solche Passagen zuweilen nur ein Stück der Entwicklung eines Menschen auf seinem Weg zu Gott oder zur Heiligkeit darstellen, daß der Film am Ende ganz anders ausgeht und im Grunde kein moralisches Alibi rechtfertigt, wird häufig entweder nicht verstanden oder mehr oder minder bewußt verdrängt. Die Erinnerung hält sich dann nur an das, was die eigene Lebens-einstellung zu rechtfertigen scheint.

Kein Mensch wundert sich darüber, daß es Gute und Böse auf dieser Welt gibt; aber in exponierten religiösen Ständen dürfte es nach landläufiger Meinung nur Heilige geben. Es ist ein merkwürdiger Widerspruch zur eigenen ethischen Erfahrung und Praxis, aber die Argumentation lautet ganz schlicht: «Wenn einer das glaubt, was er sagt, und das nach außen hin so deutlich zeigt, dann muß er auch danach leben.»

Das soeben genannte moralische Alibi wird aber noch auf andere Weise gewonnen: durch eine besondere Art von Bestätigung der eigenen Antipathie gegen den permanenten Vorwurf, den die Existenz von Nonnen und Priestern darstellt. In vielen Filmen erlebt der Zuschauer die Polarität zwischen Pater Brown und seinem gestrengen Bischof, zwischen Bernadette und der kirchlichen Prüfungskommission, zwischen einer sympathischen Novizin und der asketisch harten Priorin, zwischen dem netten Kaplan und dem finsternen Generalvikar. Man identifiziert sich bereitwillig mit der sympathietragenden Rolle und bringt voller Genugtuung den Repräsentanten der Autorität, der Ordnung, der Kirche schlechthin entrüstete Abneigung entgegen: «Da sieht man es wieder, typisch!»

Es handelt sich hier um ein ähnliches Phänomen wie bei der unkritischen Zustimmung zum Film-Ehebruch einer Frau, deren Mann unsympathisch geschildert ist.

Hinter allen diesen Reaktionen steckt der Versuch der Selbstrechtfertigung. Jede unerlaubte oder auch nur verdächtige Handlung, jede unerlaubte oder auch nur verdächtige Beziehung sind identifikationsfähige Modelle des eigenen Spiels mit dem Feuer.

Die bisher angestellten Betrachtungen über denkbare Publikumsreaktionen auf Nonne und Priester im Film sind durchwegs düster. Bis jetzt könnte man auf die Fragen unseres Themas nur damit antworten, daß das Reizbild zumindest die erste Geige spielt. Wir dürfen dabei allerdings nicht vergessen, daß wir fast ausschließlich von ungläubigen oder abständigen Kinobesuchern ausgegangen sind, die allerdings den größeren Teil des Kinopublikums und unserer Gesellschaft ausmachen. Indessen sollte niemand behaupten, diese und keine anderen Reaktionen seien für die genannte soziologische Gruppe ty-

pisch. Niemand von uns weiß, was sich möglicherweise in der innersten Herzkammer eines noch so hartgesottenen Kirchenfeindes abspielt. Was damit gemeint ist, kann man wohl nur andeuten:

Es hat auch einen gewissen Reiz, eine imponierende Lebensform zu sehen, die man sich selber nicht zutraut. Es gibt so etwas wie den Respekt vor einer erstaunlichen, wenn auch in ihrem Sinn nicht verstandenen Lebenseinstellung. Es gibt sogar, bei aller Skepsis, die vorstellbare Hochachtung vor einem, der gefallen ist und damit seine Solidarität mit der menschlichen Schwachheit beweist und dennoch die Kraft zum Aufstehen aufgebracht hat.

Ein weiteres psychologisches Phänomen darf ebensowenig unterschätzt werden: die in einem guten Film nacherlebte Frömmigkeit als wesentlicher Bestandteil der verlorenen Kindheit! Freilich mag diese Art von Erlebnis oft genug in sentimentaler Erinnerung steckenbleiben, aber wer weiß schon, in wievielen Fällen doch ein heilsames Heimweh aufkommt nach der heilen Welt der eigenen Ministrantenzeit, die als solche zwar unwiederbringlich ist, deren tiefere Ursache aber auch dem Erwachsenen zugänglich bleibt.

In solchen Zusammenhängen kommt es selbstverständlich in höchstem Maße auf die Glaubwürdigkeit der künstlerischen Darstellung an. Unglaubwürdige Darstellungen erzeugen höchstens Idole, die man allenfalls partiell kopiert. Nur aus der glaubwürdigen Gestalt kann der Impetus zur Assimilation, zur eigenen inneren Aneignung dessen kommen, was das Leitbild verkörpert.

Es steht deswegen außer Zweifel, daß geistliche Berufe, im Film dargestellt, nur dann Leitbildcharakter haben können, wenn sie bis in die letzte Nuance der gedanklichen Aussage und formalen Gestaltung wahrhaftig sind. Dann können Leitbilder des Christen entstehen, der tut, was er glaubt.

Welche Anziehungskraft für Nichtkatholiken das Leitbild der «Evangelischen Räte» in sich birgt, ist – um ein Beispiel aus der realen Welt und nicht aus der des Films zu nehmen – an der Hochachtung, ja an der ehrfürchtigen Freundschaft abzulesen, die Männer wie Wilhelm II. von Preußen oder Theodor Heuß zu den Mönchen von Maria Laach hinzog. Es darf sicher behauptet werden, daß Disziplin, Armut und Demut von vielen Menschen unserer wirren, materialistischen und prestigebezogenen Zeit nach wie vor als Wertideale geahnt werden.

Leitbild oder Reizbild?

Über die Frage «Leitbild oder Reizbild» entscheiden zwei verschiedenartige Kriterien:

1. Der unbekannt Faktor der persönlichen Disposition des Kinobesuchers, ohne den die Wirkung des Leitbildes nichtig ist. Damit ist die Voraussetzung gemeint, die der Zuschauer auf Grund seiner generellen Einstellung zu Leben und Religion und auf Grund seiner aktuellen psychischen Disposition mitbringt.

Es dürfte nur in Ausnahmefällen und unter Mitwirkung der Gnade möglich sein, daß ein böswilliger Gegner priesterlichen und klösterlichen Lebens, der nur studienhalber als Saulus ins Kino ging, dieses als Paulus wieder verläßt.

2. Das zweite entscheidende Kriterium besteht in der künstlerischen und geistlichen Aussagekraft des betreffenden Filmes. Es genügt nicht der gute Wille zur geistlichen Aussage! Es bedarf darüber hinaus der Kunst. Vom Regisseur wiederum brauchen dabei nicht die Niederen Weihen verlangt zu werden.

Die gelegentliche Skepsis gegenüber den «Nichtfachleuten in Sachen Glauben», die sich zuweilen an Kleinigkeiten festbeißt – wie an einer falschgelegten Stola oder an einem Manipel, den ein Filmpriester an der rechten statt an der linken Hand trägt –,

ist von zweifelhaftem Wert. *Le Corbusier* kann nicht als Christ gelten und hat doch Ronchamp gebaut!

Es wird gelegentlich die Frage gestellt, ob denn im ernstzunehmenden religiösen Film die Problempriester und die problematischen Nonnen sein müßten, ob da dem Ansehen der Kirche nicht mehr geschadet als genützt würde. Dazu ist zu sagen:

► Je ehrlicher heute die Problematik einer menschlich christlichen Existenz dargestellt wird, desto besser. Die Sympathie für die Kirche ist von dem Augenblick an bei Skeptikern und Gegnern spürbar gestiegen, als Papst Paul VI. sich zu «den Schwachheiten der Kirche in ihrer Knechtsgestalt» (Rahner) bekannt hat.

► Mit hoheitsvoll distanzierten Gestalten, die, den Blick himmelwärts gewandt, der ewigen Seligkeit zuschreiten, ist niemandem gedient. Leitbilder können nur Menschen sein, die die Heiligkeit verwirklichen, als Menschen von Fleisch und Blut, als Ringende und Kämpfende, deren Feinde nicht die bösen Heiden sind, denen es das heilige Grab zu entreißen gilt, sondern deren Widerstände in ihrer eigenen Schwachheit, in Veranlagung und Temperament liegen. Der entscheidende «Kriegsschauplatz» des modernen Christen ist nicht das Schlachtfeld des Kreuzzugs, auch nicht der heiße Boden der Parlamente, sondern das eigene Herz oder – wenn wir es nüchterner formulieren wollen – der kleine graue Alltag.

Darüber, welche Filme sich aus durchsichtigen Gründen mit dem Reizbild begnügen, dürfte – von gelegentlichen Grenzfällen abgesehen – rasche Übereinstimmung erzielt werden.

Als ermutigend bleibt festzuhalten, daß der Prozentsatz guter religiöser Filme in der kleinen Gruppe der ausgesprochen guten Filme erstaunlich hoch ist. Diese Tatsache ist um so bemerkenswerter, wenn man sich vor Augen hält, daß junge Menschen den prozentual größten Kinobesucherstamm darstellen. Bekanntlich ist seit 1958 die Kinostatistik rückläufig; allein die Zahl der jugendlichen Filmbesucher zwischen 14 und 21 Jahren hat den gleichen Stand gehalten.

Jeder junge Mann in der Bundesrepublik geht monatlich dreimal, jedes junge Mädchen 2,6mal ins Kino. Da es niemandem gleichgültig sein kann, mit welchem Futter junge Kinobesucher abgespeist werden, ist der relativ hohe Anteil guter religiöser Filme und ihrer Leitbilder durchaus erfreulich, auch wenn man weiß, daß das absolute Angebot entschieden düster ist.

Akzente des Laienkongresses

Noch überwogen in der Via della Conciliazione zwischen Petersplatz und Tiber die Damenröckchen und Herrenhosen. Ein Zeichen, daß der Laienkongreß nicht vorüber war. Normalerweise ist es die Straße der Soutanen. Da läutete mich schon eine Zeitung aus Deutschland an: «Ist es wahr, daß sich eine tiefe Kluft des Mißtrauens und der Entfremdung zwischen Papst und Laien am Kongreß aufgetan hat?» war die erste Frage. «Nein, es ist nicht wahr», lautete lakonisch unwillig meine Antwort. Verlegene Pause am andern Ende des Drahtes. Dann war die Leitung unterbrochen. Nach fünf Minuten erst kam die Verbindung wieder. Sie hatten sich erholt und stellten vernünftige Fragen.

Tatsächlich aber hatten einige Ereignisse des Laienkongresses in der Vergrößerung der Entfernung und herausgerissen aus dem gesamten Zusammenhang die wahren Akzente verzerrt. Vielleicht waren auch einzelne römische Journalisten daran beteiligt. Sie jagten der Synode nach und sollten gleichzeitig vom Laienkongreß berichten. Der aber vollzog sich in der Hauptsache weit draußen hinter der Stadt, und nur wenige Großveranstaltungen spielten sich im Palazzo Pio an der Via della Conciliazione 4 ab. Die überlasteten Journalisten sahen nur diese, urteilten nach diesen – sie sahen gleichsam nur eine

Bleibt die Frage, ob von kirchlicher Seite etwas getan werden könnte, um den dankbar registrierten Anteil religiöser Filme noch zu erhöhen?

Dazu einige Thesen:

1. Die Vorstellungen über ein christliches Bildungsideal beziehungsweise über die den Christen angemessenen Berufe (Arzt, Priester, Lehrer) sind revisionsbedürftig.

2. Voraussetzung für jede Art von erfolgversprechender künstlerischer Aktivität, die die Förderung des religiösen Films im weitesten Sinne zum Ziel hat, ist der Wille zur Bildung, ist der Mut zum freien Beruf, die gleichermaßen jahrzehntelang gerade in katholischen Kreisen aus Minderwertigkeitskomplexen, Sicherheitsbedürfnis und anderen Motiven gefehlt haben.

3. Es erscheint wertlos, eine eigene katholische Filmproduktion ins Leben rufen zu wollen. Kunstwerke sind ohnehin rar genug! Ein handgestricktes Unternehmen, das mit unzureichenden Mitteln, wenn auch mit schwarzer Wolle ausgestattet, den guten Willen an die Stelle der Leistung setzen müßte, wäre eine Fehlinvestition.

4. Unsere offene Gesellschaft verlangt nach einer anderen Art verantwortungsvoller Arbeit der Christen. Sie muß zunächst Mitarbeit am Ganzen sein, ehe sie sich separaten missionarischen Interessen widmet. Das gilt meines Erachtens gleichermaßen für das Problem christlicher Gewerkschaften wie für die Pläne eigener Rundfunk- und Fernsehinstitutionen, wie sie das Konzilsschema «Über die Massenmedien» nahelegt.

Nur aus einem großen Selektionsboden von schreibenden, redigierenden, darstellenden, regieführenden und dramaturgisch tätigen Menschen, wie sie im freien Beruf des Schriftstellers, des Journalisten, der Theaterleute, der Mitarbeiter in Funkhäusern und Filmateliers heranwachsen, können auch erhoffte Spitzenleistungen im Sinne christlicher Aussagen auf der Leinwand erwartet werden: an Mittelmaß gebricht es derzeit nicht!

Dr. Ernst Emrich, Unterpfaffenhofen

Der Autor, Dr. Ernst Emrich, ist seit 1959 leitender Redaktor beim Fernsehen des Bayerischen Rundfunks. Bisherige Buchveröffentlichungen sind: VERGESSENE WEGE ZU GLAUBE UND KULT, Don Bosco-Verlag, München – PRIESTERBILDUNG IN DER DISKUSSION, Festgabe für Weihbischof Reuß (zusammen mit Picard), Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz – RUNDFUNK UND FERNSEHEN IM BLICK DER KIRCHE (Mitarbeit), Josef Knecht-Verlag, Frankfurt a. M. – WIR SCHALTEN UM! Fernsehen, wer es macht und wie es gemacht wird, Otto Maier-Verlag, Ravensburg.

Hand, die ganze Gestalt sahen sie nicht, sie «ergänzten» sie mehr oder weniger glücklich.

Es mag also gut sein, die Akzente nachträglich genauer zu setzen: nicht so sehr theoretisch, denn die Theorie verbiegt ja auch gern die Wirklichkeit, sondern erlebnisnah.

Die Vorbereitung

Ich habe Einblick gehabt in die vorbereitenden Akten. Wie beim Konzil stand überall «vertraulich» darauf. Nur diesmal nicht in Latein, sondern in modernen Sprachen. Ich fragte mich: «Warum waren alle diese Pläne und Projekte eigentlich vertraulich? Befürchtete man Querschüsse? Und von wem?» Wie auch immer: zwei Akzente waren eindeutig. Erstens, die Laien wollten dieses Mal selber und selbständig arbeiten und zu Wort kommen. Ich war auch 1957 am zweiten Laienkongreß dabei. Es war ein theologischer Kongreß. In einer großen Anzahl Plenarversammlungen hielten Bischöfe und Kardinäle bedeutsame Vorträge. Manche behalten dauernden Wert und haben das Konzil in seinen Äußerungen über das Volk Gottes, das alle Glieder der Kirche umfaßt, über die Laien und ihre Weltaufgabe zweifellos mitbestimmt. Ich nenne nur die Wort-

führer Msgr. *Larrain*, den Chilenen aus Talca, der letztes Jahr, erst 66 Jahre alt, durch ein Autounglück umkam, die Kardinal Copello von Buenos Aires, *Siri* von Genua und den Mailänder Erzbischof *Montini* mit seiner großen, gefeierten Rede über die Consecratio mundi. In der Mitte aber stand eindeutig die sehr sorgfältig ausgearbeitete Rede des Papstes Pius XII., die eine Neuordnung der Katholischen Aktion anregte und vorschlug. Es gab auch damals Arbeitskreise. Die Geistlichen waren die Wortführer. Ich selbst mußte, von den Laien gedrängt, eingreifen. Es dankte mir sehr herzlich Bischof *Hengsbach*. Mein Gegensprecher war Prälat *Maurer* aus Wien.

Das alles sollte nach dem vertraulichen Programm dieses Mal, am 3. Laienkongreß, nicht so sein. Ein einziger Geistlicher sollte offiziell in einer Großveranstaltung sprechen: Yves Congar OP, der durch sein großes Buch «*Jalons pour une Théologie du Laïcat*», das in einer schrecklichen Übersetzung auch deutsch herausgekommen ist, sich als erstklassiger Fachmann erwiesen hat. Selbst eine Papstrede war nicht angekündigt. Nur eine konzelebrierte Papstmesse war am fünften Tag vorgesehen. Von geistlichen Teilnehmern hieß es ganz vorsichtig, daß eine «beschränkte Anzahl» in der speziellen Laienarbeit amtlich Beschäftigter zugelassen werde. Der Akzent war eindeutig: die Laien sollten ihre Verantwortung wahrnehmen.

Der zweite Akzent lag kaum weniger deutlich auf den Arbeitskreisen. Für die Kongreßteilnehmer gab es eigentlich nur drei Großveranstaltungen: am Anfang, am Ende und Congars Vortrag in der Mitte. Man wollte von Schlachtenbummlern nichts wissen. Etwas verächtlich war in einem Papier von «Touristen» die Rede, die auf Sonderveranstaltungen, das heißt informierende Vorträge oder Table-Ronde-Gespräche über die Päpstliche Kommission für Gerechtigkeit und Frieden, über die Rolle der Laien in der Erneuerung der Kirche und über die Tätigkeit des Sekretariats für die Einheit der Christen, «abgeschoben» werden sollten. Zu solchen «Touristen» zählte man offenbar auch die Geistlichen, die wie an früheren Laienkongressen die Gelegenheit wahrnehmend, einmal nach Rom zu kommen, zu erwarten waren.

In den Arbeitskreisen aber, an denen nur in der Laienarbeit tätige Personen teilnehmen sollten, waren eingeladene Protestanten und Orthodoxe hochwillkommen. Sie sollten nicht nur Zuschauer, Beobachter sein wie am Konzil, sondern tätigen Anteil nehmen. Es war vorgesehen, daß einige Arbeitskreise von Nichtkatholiken geleitet würden. Die Scheu vor dem Geistlichen gab es den getrennten Brüdern gegenüber nicht.

Die Arbeitsweise endlich sollte, basierend auf eingehender Weltumfrage, die allen Teilnehmern gedruckt ausgehändigt wurde, induktiv sein.

Diese vorbereitende Umfrage hatte sich auf folgende Fragen erstreckt: Kenntnis, Verbreitung und Studium des Konzils und seiner Texte sowie Reaktionen auf diese; Verwirklichung der Reformen des Konzils: in der Liturgie und Bußdisziplin, in den kirchlichen Gemeinschaften auf Pfarrei-, Diözesan- und Weltebene (Missionen). Endlich das Problem der Laienorganisationen, die Bildung der Laien, der Ökumenismus. Es wurde jeweils nicht nur der Stand der Frage untersucht, sondern auch Vorschläge der Besserung der Lage Raum gewährt. Dieses Heft von etwa sechzig Druckseiten wurde vom Ständigen Sekretariat der Internationalen Kongresse für das Laienapostolat in Rom (Piazza San Calisto 16) herausgegeben. Es hat auch unabhängig vom Kongreß einen hohen Informationswert.

Die Fragen aber, die der Kongreß selber erarbeiten wollte, teilten sich in zwei hintereinander zu realisierende Etappen. In der ersten sollte genau wie im einleitenden Teil der Pastoralkonstitution «Die Kirche in der Welt von heute» der Mensch unserer Tage aufgefangen und analysiert werden. Etwa in einem Arbeitskreis: Die moderne Mentalität, die Formen des Unglaubens; in einem andern: die Familie in der gegenwärtigen Gesellschaft; in einem weiteren die Zusammenarbeit von

Männern und Frauen usw. Jeder dieser acht Arbeitskreise zerfiel wieder in eine Reihe von Sprachgruppen, so daß keine über fünfzig Mitglieder zählen sollte. In der zweiten Etappe (nach der Rede Congars am fünften Tag) sollte, nachdem man das Ergebnis der ersten allgemein bekanntgegeben, nun die Stellung und Aufgabe des Christen in dieser Welt herausgearbeitet werden. Alle diese Kreise erhielten minutiös ausgearbeitete Anweisungen, welche Details etwa zu behandeln wären, auf welche Punkte besonderes Gewicht zu legen sei usw. Damit hoffte man einem Zerflattern der Diskussionen zu steuern, beengte aber, wie sich zeigen sollte, die Bewegungsfreiheit über Gebühr. Wie auch immer, die induktive oder, wenn man will, existentielle Methode war Trumpf.

Die Ausführung

Es ist nicht meine Absicht, eine Geschichte des dritten Laienkongresses an dieser Stelle zu schreiben. Es soll bei Akzenten bleiben, wobei ich zur Verdeutlichung ein Detail ausführe, das sich durch viele andere nicht angeführte vervollständigen ließe.

Die Affäre mit Kardinal Maurice Roy

Ich greife zuerst den kurzen Konflikt zwischen Laien und kirchlicher Kommission heraus. Er war höchst dramatisch. Am zweiten Kongreßtag, genannt Tag der Zeugnisse, verteilten in der Vorhalle des Palazzo Pio verschiedene Laien blaue Blätter, auf deren einer Seite in lateinischer, auf der andern in einer modernen Sprache zu lesen war: «Zusammenfassung der Aussagen von Kardinal Mauritius Roy, Präsident der kirchlichen Kommission für den dritten Laienapostolatskongreß vom 11. Oktober 1967 im Hotel Columbus.» Es folgte das Resumé einer Ansprache des Kardinals an Bischöfe, die am Kongreß teilnahmen:

Den Bischöfen wird mitgeteilt, daß sie im Kongreß keine eigenen Plätze erhalten, sondern bei ihrer Delegation bleiben sollen, weil solche Kontakte sehr fruchtbar sein könnten. Die Bischöfe können während dieses Kongresses auch nur dieses eine Mal mit der kirchlichen Kommission zusammenkommen. Trotz der «ganz gewiß höchst wünschenswerten Teilnahme der Bischöfe» (certo certius optima!), solle doch der wesentliche Charakter der Arbeitskreise erhalten bleiben. Wegen der verschiedenen Sprachen und weil die Teilnehmer sich nicht kennen, würden die Ansprachen auf Schwierigkeiten stoßen, auch sei das «Direktionskomitee neu und nicht gut vorbereitet». Wenn aber die Bischöfe allzu oft (nimis frequenter) das Wort ergreifen, würden die Laien «es nicht mehr wagen», in voller Freiheit zu sprechen. Es könne sein, daß bei den Aussprachen einiges nicht richtig gesagt werde. Doch dafür habe der Heilige Stuhl eine kirchliche Kommission ernannt, damit sie die Lehre des Kongresses «überwache». Ihr Sitz sei im ersten Stock des Palazzo Pio, wo man immer Eingaben machen könne, die der Kommission nützen könnten, um der Kongreßleitung bei der Formulierung von Resolutionen zu helfen. Außerdem habe jeder Arbeitskreis einen geistlichen Beirat, dessen Aufgabe es sei, «darüber zu wachen», daß die Diskussionen rechtgläubig bleiben ... Die Bischöfe werden gebeten, diese Botschaft an Geistliche und Ordensleute weiterzugeben, die am Kongreß teilnehmen.

Eine ungeheure Erregung war die Folge dieses an alle Laien verteilten Zettels. Hatte der Kardinal das wirklich, und in dieser Form gesagt? Wer hatte die lateinische Zusammenfassung gemacht? Viele Delegationen überlegten, ob sie nicht auf der Stelle wieder abreisen sollten. Am besonnensten zeigten sich die Holländer. Die Führer ihrer Delegation verfaßten ein Schreiben an das Organisationskomitee, in dem sie

erstens nachfragen, ob die Zusammenfassung der Rede des Kardinals wahrheitsgetreu sei; zweitens ihrem Mißfallen über den «paternalistischen Ton» Ausdruck verleihen, in dem allfällige theologische oder andere Lücken in der Rede behandelt würden; drittens erkundigen sie sich höflich, ob der Kardinal dahin zu verstehen sei, daß es dabei bleibe, daß der Kongreß verantwortlichen Laien aus verschiedenen Teilen der Welt Gelegenheit gebe, sich frei über die Erneuerung der Kirche hinsichtlich ihrer Aufgabe in der Welt, entsprechend den Wünschen des Zweiten Vatikanischen Konzils, auszusprechen. Das bedeute, daß die Formulierung neuer Ziele und neuer Methoden vor allem Aufgabe der Laien sei, selbst wenn

die Theologen über manche Formulierung «natürlich» lächeln oder auch die Stirne runzeln könnten. «Nachdem wir uns öffentlich ausgesprochen haben, werden wir jede Kritik und jeden Einwand, den die Theologen vorbringen, gern entgegennehmen. Kurz, die Versammlung der Delegationsleiter bleibt in allem, was die Billigung aller Motionen, Entscheidungen usw., die ihr unterbreitet werden, betrifft, das oberste Organ des Kongresses.» Das Organisationskomitee wird gebeten, in der Versammlung am 14. Oktober eine «klare und ehrliche» Antwort zu geben.

Der Kardinal, Erzbischof von Quebec, war von der Zusammenfassung seiner Rede durch den Sekretär des kirchlichen «Laienrates» (von Papst Paul VI. am 6. Januar 1967 probeweise auf fünf Jahre eingesetzt), einem französischen Monsignore, der schon seit vielen Jahren in Rom weilt, gar nicht entzückt, denn in der römischen Sprechweise, der sich der brave Monsignore dienstbeflissen bediente, kam ungefähr das Gegenteil von dem heraus, was der Kardinal tatsächlich gesagt und gewollt hatte. Ich habe den Kardinal selbst auf der Straße kennengelernt. Der schwächliche, aber drahtige Mann ist in seiner Kleidung und seinem ganz ungezwungenen Benehmen von einem Hilfskaplan aus nordischen Ländern nicht zu unterscheiden. Wäre nicht der überaus geschäftige Msgr. *Gremillion*, der Sekretär der Kommission «Gerechtigkeit und Frieden», dauernd um ihn, möchte man es gar nicht glauben, einen Kardinal vor sich zu haben. Von Paternalismus ist da wirklich gar keine Spur. Es genügte auch, den wirklichen Text seiner Ansprache vom 14. Oktober bekanntzugeben, um alle Gemüter zu beruhigen. Was war eigentlich geschehen? Es kamen viel mehr Geistliche als erwartet zum Laienkongreß. Allein von Spanien sechs Bischöfe. Man mußte neben der klerikal paternalistischen Auslese noch andere einladen, um wirklich die Ansicht der spanischen Laien kennenzulernen. Diese Fülle von Bischöfen drohte tatsächlich, die Laien völlig zu ersticken oder vielmehr einen offenen Konflikt heraufzubeschwören. Um ihn zu vermeiden, berief der Kardinal die unerwarteten bedrohlichen Bischöfe zu einer Konferenz in das Hotel Columbus. Er sagte:

«Wenn Sie an einem Arbeitskreis teilnehmen wollen, sind sie willkommen, doch achten Sie darauf, daß Ihre Gegenwart den wesentlichen Charakter dieser Begegnungen nicht verändert, deren Ziel darin besteht, einen offenen und realistischen Dialog der Laien unter sich zu ermöglichen.

Wenn die Bischöfe und Laien zu häufig das Wort ergreifen, können die Arbeitskreise zu einer Diskussion unter Theologen werden – und die Theologen reden bekanntlich gern lang. Lassen wir den Laien, es sind derer viele, die Zeit, sich auszudrücken.

Es kann natürlich vorkommen, daß in der Hitze des Gefechtes der eine oder andere Laie in einer Weise spricht, die uns vom Standpunkt der kirchlichen Lehre nicht exakt scheint. Aber wenn Priester sich treffen, kann das auch vorkommen. In der eigenen Diözese kann sich ein Bischof zu einer Richtigstellung verpflichtet fühlen, denn das Lehramt ist seine Aufgabe. Aber hier ist die Lage eine andere. Wenn ein Laie sich im Ausdruck vergreift, wird spontan ein anderer Laie einen exakteren Ausdruck vorbringen – und obendrein gibt es in jedem Arbeitskreis einen geistlichen Berater, dessen Hilfe man bei theologisch schwierigen Fragen in Anspruch nehmen kann.» Für die Laienversammlung fügte der Kardinal bei: «Ich bedaure zutiefst, daß einige Leute meine Gedanken falsch gedeutet und mir – nur allzu großzügig – Absichten zugeschrieben haben, die in Wahrheit nicht die meinen waren. Wie damals, so ist auch jetzt mein einziger Wunsch, daß Bischöfe und Priester den Laien Vertrauen schenken und daß dieser Kongreß ein wahrer Laienkongreß sei.»

Ich kann nicht leugnen, daß trotz dieser Affäre die Laien sich nicht zu Unrecht gegen ein Überhandnehmen geistlicher Dispute in manchen Arbeitskreisen wehren mußten. In anderen jedoch war die Geistlichkeit so verschreckt, daß überhaupt keiner wagte, den Mund aufzutun. Bekanntlich hat der Delegierte des Oekumenischen Rates in Genf in der Schlußversammlung unter «Eindrücken» vermerkt, er glaube hier einen gewissen «Komplex» der katholischen Laien feststellen zu müssen. Er hatte damit sicher recht. Aber der Komplex entstand nicht von ungefähr. Der beidseitige gute Wille war jedoch – es muß das mit Nachdruck gesagt werden – unverkennbar.

Daß aber beide Teile, Bischöfe wie Laien, sich benahmen wie Anfänger im Schlittschuhlaufen, ist eine Tatsache. In diese Perspektive muß man auch die Rede des Papstes stellen. Sie hatte naturgemäß nicht die Bedeutung wie die Papstrede am zweiten Laienkongreß. Einzelne Stellen, die bei uns (in geistlicher Sicht) Unruhe und eine gewisse Verwunderung hervorriefen, wurden am Kongreß selbst höchstens von Geistlichen, kaum von Laien disputiert. Ich kann sie darum übergehen, denn darauf lag keinerlei Akzent.

Die Liturgie

Lange hingegen müßte ich eigentlich von der Rolle der Liturgie auf dem Laienkongreß sprechen. Das war ohne Zweifel ein Akzent, der diesen Kongreß von seinen zwei Vorgängern wesentlich unterschied. Nicht nur jeder Tag war unter ein bestimmtes Motto gestellt, wie etwa Tag der Buße, Friedenstag, Tag der Erneuerung, der Mission usw., wobei in der Meßliturgie eigene, auf den konkreten Zweck zugeschnittene Texte verwendet wurden. Der Liturgierat hatte sie eigens bewilligt, und man fragt sich eigentlich, warum denn für solches Vorgehen immer in Rom angefragt werden muß. Auch jede Versammlung war in einen gewissen liturgischen Rahmen eingefaßt, der aus Schrifttexten, freiem Gebet und Gesang bestand. Ähnlich wie am Eucharistischen Kongreß in München erhielt jeder Teilnehmer eine kleine Plastikmappe, in der alle diese Texte aufgezeichnet waren. Ich hätte mir nie träumen lassen, mit welchem Eifer und welcher Hingabe sich die Laien an dieser Liturgie beteiligten. Der Zusammenhang von Beten und Tun war greifbare Wirklichkeit. Wenn nachträglich manche meinten, die Resolutionen und Entschlüsse dieses Kongresses seien nichts weiter als Demagogie von «Berufslaien» (gemeint sind die Herren vom «Laienrat», den Papst Paul VI. anfangs 1967 ernannte), so irren sie sich gewaltig. Sicher waren die meisten hier anwesenden Laien keine Fachleute, aber sie standen zu 99 Prozent in konkreten weltlichen Berufen und sprachen die Erfahrungen ihres Lebenskreises aus tiefster christlicher Verantwortung aus, un gelenk manchmal, aber in bemerkenswert knapper, stets christlich begründeter und eine ganz konkrete Forderung enthaltender Formulierung. Wenn ich je an der liturgischen Erneuerung Zweifel hatte, hier müßten sie verstummen. Und so beschämend es sein mag, ich muß bekennen: nie habe ich an der Bischofsversammlung des Konzils den Zusammenhang von Liturgie und folgender Diskussion auch nur in ähnlich greifbarer Weise erleben können wie an den Arbeitsversammlungen des Laienkongresses. Das gibt immerhin zu denken. In der Krise stehen heute nicht so sehr die Laien, die Geistlichen haben weit mehr umzudenken.

Der demokratische Gedanke

Damit will ich keineswegs ein bloßer Lobredner des Laienkongresses sein. Obwohl keine Rede davon sein kann, daß diese Laien das Amt der Bischöfe und des Papstes nicht anerkennen wollten, so haben sie doch weithin unklare Vorstellungen von ihrem Verhältnis zur Hierarchie. Am Konzil haben wir Journalisten uns heiser geredet, wenn manch Vertreter der päpstlichen Ämter von «Monarchie», «Oligarchie» in der Kirche sprachen. Wir versuchten mit Hilfe der besten Theologen darzutun, daß solche Übertragung des politisch-gesellschaftlichen Denkens auf die Strukturen der Kirche nicht berechtigt sei, so sehr auch selbst Kirchenlehrer wie Bellarmin zu ihrer Zeit solche Analogien gezogen haben mögen. Im ganzen hat sich das stets als sehr verhängnisvoll erwiesen. Aber jetzt auf dem Laienkongreß geschah im wesentlichen das gleiche. Unaufhörlich stößt man – selbst in den Resolutionen – auf das Wort «demokratisch». Alles muß «gewählt» sein, rein nach der Stimmenzahl, gleich als ob das für die Laien ein göttliches Gesetz in der Kirche wäre. Ich sage nicht, daß es zumal heute

gut und sogar notwendig sei, daß die Laien selbstgewählte Vertreter in ihren Führungsgremien haben. Es mag sogar gut sein, daß das in der Mehrzahl der Fälle so sei. Wogegen ich mich sträube, ist aber dies, daß man ein weltliches Schema noch dazu einer von mehreren Formen möglichen Demokratie wie einen gottgewollten Zwang auf die Kirche überträgt. Solches Denken ist im Prinzip verfehlt. Wir müßten von der geistlichen Wirklichkeit der Kirche, die man nur im Glauben fassen kann, ausgehen und von hier die diesem Gebilde eigenen Strukturen in ihren bleibenden und nach den Zeitverhältnissen sich wandelnden Elementen, ohne ein «Kopieren» der gesellschaftlichen und staatlichen Gegebenheiten, zu erfassen suchen und aus dieser Erkenntnis uns selbst aufbauen. Zugegeben, nicht nur die Laien sind hier unklar, die Theologen sind es nicht minder. Trotzdem könnten, glaube ich, viele Schwierigkeiten vermieden werden, wenn man wenigstens allseits den eben geschilderten Ausgangspunkt für eine Reform, die ohne Zweifel sehr dringlich ist, anerkennen und deshalb alle aus dem Bereich weltlicher Strukturen stammenden Ausdrücke vermeiden würde. Sie führen immer irre, obwohl sie bequem sind.

Endlich ein Zeichen der Gesundheit

Von den einzelnen, gelegentlich kühnen Resolutionen des Kongresses möchte ich nichts Näheres sagen. Sie sind allseits bekannt. Sie nehmen in der Frage der Geburtenplanung eindeutig Stellung für die Ansicht der Mehrheit in der päpstlichen Sonderkommission zu diesem Problem. Sie beziehen in der Mischenfrage eine sehr klare und einfache, aber durchaus mögliche und auch von einigen Bischöfen auf der Synode bezogene Position. Sie gehen in der Frage des Krieges über die Konzilsaussagen hinaus, jedoch keineswegs über das, was einzelne Bischöfe auch vorgeschlagen haben. Sicher kann man also kaum behaupten, der Laienkongress habe dem Glauben widersprechende Vorschläge gemacht. Welche Bedeutung ist diesen Resolutionen beizumessen? Ich glaube die einer qualifizierten öffentlichen Meinung, genau in dem Sinn, den Pius XII. in seiner berühmten diesbezüglichen Rede dargelegt hat, jener öffentlichen Meinung verantwortungsbewußter, am Gemeinwohl zutiefst interessierter Persönlichkeiten, die er auch für die Kirche als unerläßlich erklärte, «unbeschadet ihrer hierarchischen Struktur». Solche öffentliche Meinung stellt keinen Redetitel dar, doch impliziert sie die schwere Verpflichtung der Amtsträger, sie zu beachten und sie nicht mit leichter Hand beiseite zu schieben. Wenn Pius XII. gesagt hatte, ein Gemeinwesen ohne öffentliche Meinung sei krank, dann hat der Laienkongress – seit langem zum ersten Mal in der Geschichte der Kirche – den Erweis gebracht, daß sie jetzt an dieser Krankheit nicht leidet.

Mario von Galli

Bücher für Weihnachten

Heilige Schrift

Wer zeigen will, daß seine exegetische Information auf der Höhe der Zeit steht, spricht von einer nach-Bultmannschen Aera. Der Exeget wird sich fragen, ob die nach-Bultmannsche Aera nicht ein Lieblingswort jener ist, die Bultmann nie gelesen und mit der Kolportierung dieses Schlagwortes vor allem ihr intellektuelles Gewissen entlasten wollen. Wir meinen, daß Bultmann ein Problem aufgeworfen hat, das auch heute noch nicht gelöst ist, nämlich das Problem der Interpretation des Neuen Testaments. Mag es pädagogisch gerechtfertigt sein, die Begriffe Mythos und Entmythologisierung in bezug auf das Neue Testament zu vermeiden, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß die Sprache des Neuen Testaments an Denkformen und Vorstellungssysteme gebunden ist, die nicht jene des heutigen Menschen sind. «Deshalb sind wir nicht mehr in der Lage, uns die Sprache des Neuen Testaments anzueignen, ohne sie zu interpretieren», wie Henri Bouillard SJ in einem Artikel über Bultmann sagt. Auf diesen Sachverhalt weist René Marlé in der zweiten erweiterten Auflage seines Buches

BULTMANN UND DIE INTERPRETATION DES NEUEN TESTAMENTES (Paderborn, Verlag Bonifacius-Druckerei 1967, 231 S., DM 20.–) mit Recht hin. Die heutige Frage der Hermeneutik oder das Problem des historischen Jesus kann nur der verstehen, der mit der Gedankenwelt Bultmanns vertraut ist. Eine Einführung in diese Gedankenwelt ist das Buch von Marlé. Die Sachlichkeit und Klarheit seiner Darstellung hat in der Fachwelt allgemein Anerkennung gefunden. So bedarf das Buch keiner weiteren Empfehlung. Es muß nur darauf hingewiesen werden, daß die Erweiterung der zweiten Auflage fast vierzig Seiten umfaßt, auf denen in drei Kapiteln «Das Wort Gottes und die Kirche» behandelt werden.

Ebenfalls in zweiter Auflage erscheint ein weiteres Bultmann-Buch: James M. Robinson, KERYGMA UND HISTORISCHER JESUS (Zürich/Stuttgart, Zwingli-Verlag 1967, 264 S.). Wenn wir in einer riskanten Abkürzung von einem Bultmann-Buch sprechen, so deshalb, weil der Autor überzeugt ist, «daß die theologische Arbeit Bultmanns und die seiner Schüler unverändert im Mittelpunkt der Diskussion steht» (S. 9). Hierbei nimmt der Autor bewußt Stellung gegen jenes Zerrbild, das die Vulgärkritik von Bultmann fabriziert hat, jenes Zerrbild, demzufolge man nach Bultmann historisch überhaupt nichts Sicheres über Jesus sagen könnte. Nach diesem spezifizierenden Hinweis auf den Inhalt des Buches müssen wir betonen, daß es einen umfassenden Einblick und Überblick mit kritischer Stellungnahme zur heutigen neutestamentlichen Wissenschaft bietet und daß in der Neuauflage die Literatur zwischen 1960 und 1966 hineinverarbeitet wurde. Die protestantische Fachkritik zur ersten Auflage charakterisierte das Buch mit Eigenschaftsworten wie: ausgezeichnet, hervorragend, exakt; während katholische Besprechungen dieses Buch als einen «wichtigen Beitrag im Gespräch» begrüßten.

Wie im Buchtitel von Robinson, so kommt der Ausdruck «historischer Jesus» auch im Titel des Buches DIE EVANGELIEN UND DER HISTORISCHE JESUS von Xavier Léon-Dufour vor (Aschaffenburg, Paul Patloch-Verlag 1966, 599 S.). Tatsächlich gehört Bultmann nach dem Ausweis des Personenregisters zu den meistzitierten Autoren. Wiederum ein Hinweis, wie trügerisch das Schlagwort von der nach-Bultmannschen Aera ist. Allerdings müssen wir darauf aufmerksam machen, daß der französische Originaltitel nicht vom historischen Jesus, sondern von der «Geschichte Jesu» spricht. Damit dürfte klargestellt sein, daß trotz des gemeinsamen Hintergrundes der von Bultmann aufgeworfenen Problematik keine Verwandtschaft besteht zwischen dem Buch von Robinson und jenem von Léon-Dufour. Letzterem geht es um den Nachweis, daß die Evangelien zuverlässige Geschichtsquellen sind, so daß der Historiker in der Lage ist, ein Bild von Jesus von Nazareth zu entwerfen. Einfach ist dieser Nachweis allerdings nicht, wenn man die heutige Diskussion kennt und ernst nimmt wie der Autor. Mit gutem Grund entscheidet er sich für ein anderes Vorgehen als die herkömmliche Apologetik mit ihrer heute nicht mehr haltbaren Abstützung auf die Verfasser der Evangelien: «Damit können also die Verfasser der Evangelien nicht als „Zeugen“ im Sinne der historischen Kritik angesehen werden» (S. 30). Trotzdem geht Léon-Dufour nicht analytisch vor, indem er bei einzelnen Jesusworten oder Erzählungen über Jesus ansetzt und nach ihren Entstehungsbedingungen fragt, wie das Bultmann in seiner «Geschichte der synoptischen Tradition» tut. Er sucht auf synthetischem Weg eine globale Gewißheit zu erarbeiten, die standhält, auch wenn letzte Einzelheiten nicht geklärt werden können. Das beleuchtet ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis, wonach an erster Stelle das eine Evangelium in seinen vier Ausprägungen behandelt wird, um dann über die Erforschung der literarischen Gattung «Evangelium» zu den vorsynoptischen Überlieferungen vorzustoßen. Der Höhepunkt dieser Beweisführung liegt in dem Nachweis der Kontinuität zwischen der Überlieferung und Jesus selbst. Wenn der Autor für diesen letzten Schritt des Beweisganges auf den Consensus verweist, in dem er sich mit katholischen Exegeten wie H. Schürmann und protestantischen wie J. Jeremias, H. Riesenfeld, O. Cullmann u. a. weiß, so ist damit angedeutet, daß die unter den Exegeten bestehende Divergenz im Urteil über die neutestamentlichen Schriften als Geschichtsquellen nicht mehr in der Konfession der Exegeten begründet ist, sondern in der je individuellen Sensibilität der Forscherpersönlichkeiten.

Untertitel der weiteren Abschnitte des Inhaltsverzeichnisses wie: «Für wen haltet ihr mich?» oder «Die Begegnung mit Jesus Christus, unserem Herrn» zeigen, daß das Buch trotz des Einsatzes wissenschaftlicher Methoden auf Spiritualität ausgerichtet ist. Léon-Dufour leistet auf dem Niveau der zeitgenössischen Exegese das, was in früheren Jahrzehnten die exegetisch nicht mehr vertretbaren, psychologisierenden «Leben Jesu» angestrebt haben: Zugang zu Jesus Christus im Glauben.

Während Léon-Dufour anspruchsvolle Leser voraussetzt, denen die wissenschaftliche Problematik nicht unbekannt ist, behandelt Joh. Miel, Professor an der Philosophisch-theologischen Hochschule Freising, in seinem Buch FRAGEN UM JESUS – ANTWORTEN AUS HISTORISCHER

SICHT (Luzern/München, Rex-Verlag 1967, 158 S., Fr. 14.80) «die heikle Frage nach dem historischen Wert der Überlieferung über Jesus» im Hinblick auf Christen, die heute noch der Meinung sind, «daß das Neue Testament alles genau wiedergebe, was Jesus getan und gesprochen hat». Nach dem Klappentext ist «vor allem auch an den jungen Menschen» gedacht. Das Buch ist sehr klar gegliedert, mit je eigenen Titeln für eine bis drei Seiten Text. Man spürt überall das Verantwortungsbewußtsein des Autors, der redlich Schwierigkeiten darlegt, «ohne die Leser vor den Kopf zu stoßen». Da dem Buch eine Publikation in der «Münchener Katholischen Kirchenzeitung» zugrundeliegt und von deren Hauptschriftleiter, Prälat Lorenz Freiburger, eine erweiterte Veröffentlichung in Buchform gewünscht wurde, besteht Grund zur Annahme, daß die visierten Leser von der Darstellung befriedigt waren.

Einen klar umgrenzten Sektor aus der Problematik des historischen Jesus behandelt Franz *Mussner* in der Reihe «Schriften zur Katechetik» unter dem Titel *DIE WUNDER JESU* (München, Kösel-Verlag 1967, 87 S.). In brillanter Kürze wird eingangs auf zwei Seiten das Problem auf dem Hintergrund der gegenwärtigen Exegese umschrieben. In der abschließenden Zusammenfassung betont der Verfasser, daß die historische Frage hinsichtlich der Wunder Jesu «nur richtig gelöst werden kann, wenn dabei die theologischen und formgeschichtlichen Fragen, die mit den evangelischen Berichten über die Wunder Jesu gegeben sind, nicht außer acht gelassen werden». Diese Formulierung zeigt, daß der Gesichtspunkt, unter dem das Thema behandelt wird, dem heutigen Forschungsstand entspricht. Zwischen Problemstellung und Zusammenfassung standen dem Autor aber nur 73 kleine Seiten zur Verfügung, so daß man sich mit der Feststellung begnügen wird, daß das in diesem Rahmen Gebotene sehr gut und für den Katecheten hilfreich ist. Die Frage, ob das historisch-kritische Problem hinsichtlich der Wunder gelöst wurde, werden die verschiedenen Leser verschieden beantworten.

Wenn *Mussner* in der eben behandelten Schrift über die Wunder die Entmythologisierung Bultmanns ablehnt, so bejaht er in seinem Vortrag «Aufgabe und Ziel der biblischen Hermeneutik» die existenziale Methode Bultmanns, da sie «den Bezug des Wortes Gottes auf die konkrete Existenz des Menschen» bedeutet und unabhängig ist vom Entmythologisierungsprogramm. Dieser Vortrag ist der erste Text in einem Sammelband, der unter dem Titel *WAS HEISST AUSLEGUNG DER HEILIGEN SCHRIFT?* herausgekommen ist und zwei Vorträge von den Protestanten Ulrich *Wilckens* und *Wilfried Joest* enthält, die an der Evangelischen Akademie Tutzing gehalten wurden, und drei Vorträge von den Katholiken Franz *Mussner*, Anton *Vögtle* und *Leo Scheffczyk*, gehalten an der Akademie in Bayern (Regensburg, Verlag Friedrich Pustet 1966, 210 Seiten, DM 10.80). Weisen wir besonders darauf hin, daß *Vögtle* die Erzählung von Jesu Geburt und Kindheit im zweiten Kapitel nach Matthäus von der literarischen Gattung des haggadischen Midrasch her deutet: «Denn was in einem strikt historiographisch gemeinten Bericht befremdend, unausgeglichen und unwahrscheinlich wirken müßte, muß eben innerhalb eines Midrasch, bei dem es, seinem Genus nach, nicht primär oder jedenfalls nicht nur auf die konkreten historischen Einzelheiten, sondern auf die Herausstellung eines oder mehrerer heilsgeschichtlicher Aspekte ankommt, nicht schon ebenso beurteilt werden» (S. 81). – Es ist sicher ökumenischer Geist, wenn der Leser in diesem Buch von katholischen und protestantischen Exegeten über ihre Auffassungen von der Bibelauslegung informiert wird. Dies ist um so interessanter, als die Vorträge nicht etwa nachträglich harmonisiert wurden, wie ein Vergleich der beiden Vorträge von *Mussner* und *Wilckens* gerade im Hinblick auf die existenziale Interpretation Bultmanns zeigt.

Da die Bibel allen christlichen Konfessionen gemeinsam ist, hat das dritte Ökumenische Wochenende für evangelische und katholische Akademiker das Thema gewählt: «Die Bibel heute». Die Vorträge von Peter *Vogel-sanger*, Otto *Karrer*, Robert *Leuenberger* und Hans Urs von *Balthasar*, wie auch die Einleitung von Alfred *Ernst*, sind in der Reihe «Einheit in Christus» unter dem Titel *DIE BIBEL IM GESPRÄCH ZWISCHEN DEN KONFESSIONEN* herausgekommen (Zürich, Zwingli-Verlag/Benziger-Verlag 1966, 92 Seiten). Anregend ist auch hier, die verschiedene Akzentsetzung zu beachten, etwa – und hier handelt es sich doch wohl fast um einen Gegensatz – was *Leuenberger* über die Entmythologisierung sagt (S. 52) und was wir bei H. U. von *Balthasar* zum selben Problem lesen (S. 72–81).

Wie schon der Titel *BIBEL AUSLEGUNG IM WANDEL* zeigt, gehört das Buch von Norbert *Lohfink* SJ in denselben Themenkreis und besteht ebenfalls aus einer Sammlung von Vorträgen (Frankfurt a. Main, Verlag Josef Knecht 1967, 240 Seiten, DM 16.80). Wie persönlich und kühn die Probleme der Auslegung von *Lohfink* angegangen werden, verrät die entrüstete Charakterisierung, die ein Rezensent seinem früheren Buch «Siegleslied am Schilfmeer» zuteil werden ließ: «Ein selbstbewußt ge-

schmettertes Avantgardisten-Programm einer ‚neuen‘ Theologie». Daß *Lohfink* viel Neues zu sagen hat, hat nichts zu tun mit Avantgardismus oder neuer Theologie, sondern kommt aus der seelsorgerlichen Einstellung, «den Glauben von gestern und heute so zu durchdenken, daß eine Sprache gefunden wird für den Glauben von morgen», wie der Autor selbst im Vorwort seine Aufgabe formuliert. Einzelne Titel der Vorträge werden jeden Leser locken: «Die zehn Gebote ohne den Berg Sinai», «Die Religion der Patriarchen und die Konsequenzen für eine Theologie der nichtchristlichen Religionen», «Die ersten Kapitel der Bibel nach Intervention der Naturwissenschaften». Hier wird alttestamentliches Fachwissen aus erster Hand in verständlicher und anschaulicher Form geboten. Aber auch die Vorträge, die einer Reflexion über die Probleme der Methoden gewidmet sind, enthalten Aussagen, die jeden aufhorchen lassen, wie zum Beispiel: «Bestimmte Texte über Abraham sind Sagen» (S.63). Klingt das nicht doch avantgardistisch? Man lese nach, wie umsichtig *Lohfink* diese Aussage erklärt, so daß jedem Leser einleuchten dürfte, daß solch historisch-kritische Feststellungen nicht zerstören, sondern zu einem Bibelverständnis führen, das nicht weniger religiös ist als das frühere.

In dem aus dem Französischen übersetzten Buch *EINFÜHRUNG IN DAS VERSTÄNDNIS DER HEILIGEN SCHRIFT* von Pierre *Grelot* geht es inhaltlich um das, was in den Einleitungswerken behandelt wird: Die einzelnen Schriften der Bibel werden nach Entstehung und Sinn dargestellt (Wien, Verlag Herder 1966, 506 Seiten, DM/sFr. 32.–). Der Aufbau des Buches ist aber ganz anders, insofern die einzelnen biblischen Schriften in die heilsgeschichtliche Erzählung eingeordnet sind. Das führt zu der Dreiteilung: Israel, das Volk Gottes; Das Judentum; Vom Judentum zur Kirche. Wertvoll sind die Texte aus der Umwelt Israels, wie etwa der Hymnus an Aton, die Sprüche des Amenemope, aber auch moderner Autoren, wie etwa H. Bergson, Raïssa Maritain, usw. Am Schluß der einzelnen Kapitel wird eine Bibliographie angeführt und eine Anleitung zur persönlichen Verarbeitung der biblischen Texte gegeben. Die Sprache ist leicht lesbar; der Autor ist gut informiert und gegenüber modernen Hypothesen vorsichtig und zurückhaltend, manchmal vielleicht allzusehr, etwa, wenn er die Problematik des theologischen Verhältnisses von Lukas zu Paulus, das unter anderem von H. Conzelmann so erhellend herausgearbeitet wurde, mit keinem Wort andeutet.

In ähnlich vereinfachender Weise wird das Verhältnis von Lukas zu Paulus auch in dem Buch *RINGEN MIT PAULUS* von Jean *Paillard*, einem schwedisch schreibenden französischen Dominikaner, dargestellt (Frankfurt a. M., Verlag Josef Knecht 1967, 392 Seiten, DM 24.80). Aber hier ist diese Vereinfachung vollauf gerechtfertigt. Die Behandlung verwickelter wissenschaftlicher Diskussionen müßte nach der ganzen Art des Buches als Stillbruch empfunden werden. *Paillard* will eine breitere Schicht von Lesern mit der Gestalt des Paulus vertraut machen. Das tut er in einem sehr spontanen Stil von erfrischender Unbefangenheit, dem aber doch eine solide Information zugrunde liegt. Eine besondere Aufmerksamkeit wendet er der sozialen und politischen Welt zu, in der Paulus lebte. So überschreibt er den zweiten Teil seines Buches: «Paulus und Seneca». In fairer Weise zitiert er Texte von Seneca zum Problem der Sklaverei. Die Überlegenheit des Paulus über Seneca sieht er in der alltäglichen und praktischen Einstellung des Paulus gegenüber dem konkreten einzelnen Sklaven (S. 143). Allerdings stellt der Autor später (S. 219) auch die Frage, wie Paulus zur sozialen Struktur der Sklaverei stand: Sah er ein, daß sie unmoralisch ist? An diesem Beispiel von Unterbrechung und Wiederaufnahme derselben Frage ersieht man, wie fern das Buch von *Paillard* einer langweiligen theoretischen Abhandlung ist. Der Autor stellt sich persönlich Fragen, hat Einwände gegen die Lösungen, die sich darbieten, so daß er sich nicht leicht hin beruhigt, sondern bei späterer Gelegenheit auf dasselbe Problem zurückkommt. Dank dieser persönlich engagierten Reflexion liest sich das Buch spannend. Wir erleben, wie ein heutiger Mensch mit seinem modernen Empfinden den Missionar Paulus, der vor 1900 Jahren gewirkt hat, schätzen und lieben lernt. Das Buch hält, was der Titel verspricht: «Ringeln mit Paulus».

Um die Welt des Paulus geht es auch Gottfried *Hierzenberger*, dessen wissenschaftliche Studie den Titel trägt: *WELTBEWERTUNG BEI PAULUS* (Düsseldorf, Patmos-Verlag 1967, 188 Seiten). Auch wer nur ein globales Wissen von den Paulusbriefen präsent hat, weiß, daß Paulus in seinen früheren Briefen glaubte, den Eintritt der Parusie zu seinen Lebzeiten zu erleben. Ist es bei einer solchen Naherwartung möglich, ein positives Verhältnis zur Welt zu gewinnen, etwa im Sinne der heute so beliebten Thematik der Theologie der Arbeit? Eine andere Schwierigkeit ist die apokalyptische Lehre von den Äonen, deren Gott zwei geschaffen habe, eine Lehre, die für den heutigen Menschen recht befremdlich klingt. Das sind zwei Beispiele zu den Problemen, mit denen sich *Hierzenberger* in einer wissenschaftlich sauberen und ins einzelne gehenden Untersuchung befaßt. Der Kern der Lösung liegt nach dem Autor in der dialekti-

schon Position des Paulus, die den Vorteil hat, daß die paulinischen Aussagen in der dialektischen Aufhebung nicht einfach vergewaltigt, sondern aufgehoben im hegelschen Sinne sind. Das scheint die Tendenz der heutigen katholischen Exegese zu sein, die sich aus dogmatischen Gründen scheut, eine solche Verflechtung in zeitgenössische Vorstellungen bei Paulus anzunehmen, daß von irigen Auffassungen gesprochen werden müßte.

Nicht weniger wissenschaftlich exakt ist die Studie, die Nikolaus Kehl einer berühmten Stelle aus den Paulus-Briefen widmet: DER CHRISTUSHYMNUS Kol 1,12-20 (Stuttgart, Verlag Katholisches Bibelwerk 1967, 180 Seiten, DM 22.—. Stuttgarter Biblische Monographien, 1.). Dieses Thema hat heute eine besondere Aktualität und Modernität, da die Schau Teilhard de Chardins von Christus als dem Omega der Entwicklung in diesem paulinischen Hymnus ihr biblisches Fundament hat. Daß der Verfasser sich dieser Aktualität bewußt war, zeigt ein Blick auf seine Bibliographie, in der exegetisch-theologische Veröffentlichungen zu Teilhards Christus-auffassung, die auf Seite 26 mit ihren neuralgischen Punkten skizziert wird, erwähnt werden.

Manch einer wird sich schon gefragt haben, worin die Gemeinsamkeit bestehe zwischen der Teilhardschen Entwicklung als Aufstieg zur Noosphäre und dem paulinischen Kampf zwischen «sarx» (Fleisch) und «pneuma» (Geist), der nur durch die Gnade zu einem Sieg des Geistes wird. Hat Teilhard den Christus-Omega nur wie ein christliches Firmenschild auf sein evolutives Weltbild geklebt? Das ist die eine Frage, um derentwillen man sich für die Studie von Kehl interessiert. Die andere Frage ist exegetischer Natur: Wie kommt Paulus zu einem kosmischen Christus? Beim messianischen Kündler des Gottesreiches der Synoptiker spürt man nichts von einer Beziehung zwischen Jesus und dem All. Die apokalyptische Vorstellung vom Menschensohn bei den Synoptikern hat Paulus überhaupt nicht aufgenommen. Hat er also aus dem Ideengut seiner gnostischen Umwelt geschöpft und den Urmenschen-Mythos auf Christus angewandt? Gegen diese von der religionsgeschichtlichen Schule vertretene Hypothese bezieht Kehl entschieden Stellung: Seine Argumentation hat zwei Schwerpunkte (S. 112): Christus als «eikon» (Bild des unsichtbaren Gottes) und als «pleroma» (Wirkfülle Gottes). Nach Kehl ist Christus Bild des unsichtbaren Gottes, nicht insofern er der Präexistente ist, sondern als Auferstandener und Erhöhter (S. 81, 99). Die Wirkfülle Gottes ist in Christus und nicht in den geschaffenen Dingen, die von den Heiden als göttlich verehrt werden. Diese geschaffenen Dinge werden von Paulus – und das ist die neue These von Kehl – mit dem Ausdruck «stoicheia» (Elemente) bezeichnet. «Wenn die Heiden stoicheia verehren, so verehren sie Geschöpfe, und wenn die Juden dem Gesetz folgen, das von Engeln verwaltet wird, so dienen sie Geschöpfen» (S. 157). Bedeuten die stoicheia in ihrer Gesamtheit die Schöpfung und das All, die nicht Gott sind, so kann Paulus den Bezug zwischen Christus und dem All dadurch herstellen, daß er die Erhöhung Christi als jenes Geschehen versteht, in dem Christus zum einzigen Träger der Wirkkraft Gottes im All wird. «Der Hymnus verkündet den Weltoptimismus der erlösten Menschheit» (S. 161). – Diese kurzen Hinweise dürften zeigen, daß die Studie von Kehl nicht nur für die Exegeten von Interesse ist.

Da die lesenswerte Studie von Kehl in überzeugender Weise die Qualität der Veröffentlichungen des *Katholischen Bibelwerkes Stuttgart* illustriert, wollen wir – vom Raumangel gezwungen – für die *Stuttgarter Bibelstudien* die Titel für sich selber sprechen lassen:

Josef *Blinzler* DIE BRÜDER UND SCHWESTERN JESU. 1967, 146 Seiten.

Wilhelm *Pesch* MATTHÄUS DER SEELSORGER. 1966, 76 Seiten.

Odo *Kiefer* DIE HIRTENREDE, Analyse und Deutung von Joh 10,1-18. 1967, 92 Seiten.

Jean *L'Hour* DIE ETHIK DER BUNDESTRADITION IM ALTEN TESTAMENT. 1967, 155 Seiten.

Dennis J. *McCarthy* DER GOTTESBUND IM ALTEN TESTAMENT. 1966, 94 Seiten.

Sigrid *Loersch* DAS DEUTERONOMIUM UND SEINE DEUTUNGEN, ein forschungsgeschichtlicher Überblick. 1967, 116 Seiten.

Johannes *Beumer* DIE KATHOLISCHE INSPIRATIONSLEHRE ZWISCHEN VATICANUM I UND II. 1966, 107 Seiten. *M. Brändle*

Theologie

Wenn im schnellen Fluß der Zeit ein Wissenschaftszweig an der «Überzeitlichkeit» teilzunehmen schien, so war es die Theologie. Die «Gotteswissenschaft» trug den Stempel des Ewigen an sich. Heute ist es auch hier anders geworden. Gewiß wird die «ewige Botschaft» Christi nicht vergehen, auch wenn Erde und Himmel vergehen. Aber mehr denn je wird es uns bewußt, daß gerade auch unser theologisches Erkennen Stückwerk ist. Das «Wort Gottes» ist reicher als unsere Theologien. Die Botschaft

Christi offenbart sich als lebendiger, denn daß sie bloß wie ein unveränderliches Erbe von Geschlecht zu Geschlecht weiter zu geben wäre. Kein Ereignis der vergangenen vier Jahrhunderte hat diese Tatsache so ins Bewußtsein gerufen wie das Zweite Vatikanische Konzil. Die Statik, die die katholische Theologie der nachreformatorischen Zeit charakterisierte, hat einer neuen Dynamik Platz gemacht, und zwar in einem Ausmaß, daß man fast jedem theologischen Werk nach wenigen Seiten ansieht, ob es vor oder nach dem Konzil geschrieben wurde.

Die von prominenten Theologen aus aller Welt während des Konzils geplante theologische Enzyklopädie SACRAMENTUM MUNDI präsentiert sich bereits mit dem ersten von insgesamt vier Bänden (Herder-Verlag, Freiburg i. Breisgau 1967, XLVIII, 1312 Spalten). Im Untertitel nennt es sich «Theologisches Lexikon für die Praxis». Es soll im Geiste und im Lichte des Konzils jene Grund- und Schlüsselbegriffe der theologischen Disziplinen vermitteln, die der katholische Christ zur Verantwortung seines Glaubens in der heutigen Welt braucht und die erst recht der Prediger für eine zeitnahe Verkündigung nicht entbehren kann. Unter dem internationalen Herausgeberstab des sechssprachig erscheinenden Lexikons figurieren deutscherseits Prof. K. Rahner und Dr. A. Darlap. Der Geist und die Feder von K. Rahner sind denn auch fast auf jeder Seite zu spüren. Sicher nicht zum Nachteil der neuen theologischen Summe – wenn auch die Rahnersche Sprache nochmals einer Übersetzung durch den Prediger und Katecheten bedarf! Die Zeitnähe des Lexikons kommt einmal darin zum Ausdruck, daß heute vieldiskutierte Themen sehr ausführlich zur Sprache kommen: Auferstehung (41 Sp.), Anthropologie (23 Sp.), Eucharistie (20 Sp.), Evolution (16 Sp.), Erbsünde (13 Sp.). Früher kaum beachtete Begriffe tauchen neu auf und erhalten eine eingehende Darstellung: Ehe (37 Sp.), Eltern (15 Sp.), Autorität (14 Sp.), Arbeit (12 Sp.). Das ganze bleibt einer Theologie verpflichtet, die aus der «Zerstreuung» wieder zur Einheit zurückfindet und aus dem Getto zum Universalismus durchstößt.

Von der groß angelegten heilsgeschichtlich orientierten Dogmatik MYSTERIUM SALUTIS, hrsg. von J. *Feiner* und M. *Löhrrer* (Benziger-Verlag, Einsiedeln), liegt bereits ein umfangreicher zweiter Band XIX, 1196 S. vor, der nach der etwas schwierigen Kost der Prolegomena des ersten Bandes (vgl. Orientierung 1966, S. 271) die konkrete Heilsgeschichte bis zum Christusereignis zur Darstellung bringt. Grundlegendste Fragen über Gott und Schöpfung werden behandelt: Der dreieinige Gott als Urgrund der Heilsgeschichte, die Schöpfung in ihrer Zuordnung zum Bunde Gottes, die Berufung des Menschen in Urstand und Fall, die Menschheitsgeschichte vor dem Erscheinen Christi. Gleich das erste Kapitel «Der Zugang zur Wirklichkeit Gottes» von H. U. von Balthasar liest sich wie eine großartige Ouvertüre, die das anklängen läßt, was in allen Traktaten nicht mehr vergessen werden soll: Sein und Liebe sind koextensiv. Indem alle theologische Spekulation vom konkreten Heilsergebnis ausgeht und sich immer daran gebunden weiß, ob es nun um Gott oder den Menschen geht, erhält die vorliegende Dogmatik nicht nur neue Akzente, sondern auch eine neue Bibel- und Lebensnähe. Die alte Theologie bekommt daher in vielfacher Hinsicht ein neues Gesicht, das sicherlich auch manch neue Sympathien erwerben dürfte. «Mysterium Salutis» stellt in Wahrheit eine Mystagogie dar, die geistige Ansprüche stellt, aber auch reichlich beschenkt.

In dem aufrüttelnden Werk DAS ENDE DES KONVENTIONELLEN CHRISTENTUMS (Herder-Verlag, Wien 1967, 480 S.) geht der holländische Theologe W. H. van de Pol nach phänomenologischer Methode den Ursachen nach, die zu einer fortschreitenden Aushöhlung des konventionellen Christentums geführt und eine Situation der religiösen Unsicherheit und Unruhe geschaffen haben. Seiner Meinung nach spitzt sich die heutige Problematik mehr und mehr auf die Gottesfrage zu: Was ist Gottesglaube, was ist Atheismus? Diese Frage stellt den Kern des Buches dar. Van de Pol versucht, wenigstens den Weg zu einem neu fundierten Gottesglauben zu skizzieren. Das Buch hilft, die heutige religiöse Situation besser zu verstehen und eine große Hoffnung auf das Kommen Gottes zu wecken.

Der UMKEHR UND ERNEUERUNG in der Kirche ist das Buch gewidmet, das Th. *Filtbunt* unter diesem Namen im Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz (1966, 407 S.), herausgegeben hat und worin bekannte Autoren sich zu wichtigen Einzelthemen aus den drei großen Fragekreisen: Kirche-Ökumene-Welt äußern. Besonders erwähnt seien: F. Böckle, Das Problem der Mischehe; J. Ratzinger, Weltoffene Kirche; J. B. Metz, Kirche für die Ungläubigen; W. Dirks, Humanismus – eine dritte Konfession?

A. Ebner

Ökumene

In einem wertvollen Bändchen MYSTERIUM UNITATIS (Seelsorge-Verlag, Freiburg 1967, 150 S.) legt Liselotte *Höfer*, die sich den Seelsorgern bereits durch ihr Buch «Seelsorge und Ökumene» bekannt gemacht hat, Pastoraltheologisches zum Ökumenedekret des Zweiten Vatikanischen

Konzils vor. Nach einigen treffenden Überlegungen zur ökumenischen Situation und Spiritualität werden die zwei zentralen Probleme der Ökumene behandelt: die Frage nach der Wahrheit und die Frage nach der Kirche, die mit einer «Pastoralen Wegbereitung» abschließen. Das knappe Bündchen verrät Belesenheit, Klugheit und frauliche Umsicht, davon auch Männer lernen können!

Eine vortreffliche «Summe» über den PROTESTANTISMUS (Selbstverständnis – Ursprung – katholische Besinnung) bietet Heinz Schütte, der ein fast uferloses Material zu einer globalen Schau zusammengetragen hat (Verlag Fredebeul u. Koenen, Essen-Werden 1966, 573 S.). Sozusagen die gesamte deutschsprachige protestantische Theologie der Gegenwart wird befragt nach dem Selbstverständnis des Protestantismus, nach seinem «Ja» in der eigenen christlichen Glaubensbezeugung und nach seinem «Nein» in der Abgrenzung gegen den römischen Katholizismus. Die reformatorische Entscheidung der «Väter» (vor allem Luthers) wird kritisch gesichtet im Lichte der evangelischen Theologie von heute. Diese Wanderung durch die Weiten des Protestantismus schließt der Verfasser mit einer gedrängten katholischen Besinnung, die aber bereits ein kleiner Wegweiser wird durch die verschlungenen Wege des katholisch-protestantischen Gesprächs. Der ökumenische Christ, der kaum die reiche evangelische Literatur der Gegenwart verfolgen kann, findet in dieser immensen Arbeit Schüttes ein ausgezeichnetes Nächstschlagwerk, das ihm einen zuverlässigen Überblick und Einblick in die wesentlichen Fragen und Probleme, Ideen und Einsichten des modernen Protestantismus deutscher Zunge gibt. Die vielen Literaturhinweise machen es möglich, ohne lange Sucharbeit jedes Thema weiter zu verfolgen.

Zur Frage der Einheit äußert sich protestantischerseits Rudolf J. Ehrlich in seinem Buch ROM, WIDERSACHER ODER PARTNER (Zwingli-Verlag 1967, 276 S.). Anhand von zwei bedeutenden katholischen Theologen im ökumenischen Gespräch, des Franzosen L. Bouyer und des Schweizer H. Küng, verfolgt der Autor den Beginn und die Entwicklung des gegenwärtigen Dialogs zwischen Katholizismus und Protestantismus. Gemeinsames und Trennendes wird scharf herausgearbeitet, das Trennende wohl schärfer als es nach dem Zweiten Vatikanum nötig wäre. Das ehrliche Buch zwingt um so mehr, ernsthaft nach dem Gemeinsamen zu fragen. Vielleicht wird man dann feststellen, was Jean-Jacques Heitz in seinem Rückblick auf ein Jahr ökumenische Forschung im Straßburger ökumenischen Institut des Lutherischen Weltbundes feststellen konnte: daß wir alle noch «Gefangene» sind, die einen Monolog führen, «Gefangene unseres Nicht-miteinander-Reden-Könnens, unseres An-einander-Vorbeiredens». Es gilt die Aussage des andern in die eigene «Denkstruktur zu übersetzen». Vielleicht wird sich «hinter abrupt trennenden Formulierungen ... eine ungeahnte Einheit» verbergen (Oecumenica, Jahrbuch für ökumenische Forschung. — Editions Delachaux et Niestlé, Neuchâtel 1966, S. 227ff.).
Verlag Gerd Mohn, Gütersloh. A. Ebnetter

Rom und die Juden – Israel und seine Jahrtausende

«Wir erkennen heute, daß viele Jahrhunderte der Blindheit unsere Augen verhüllt haben ...» So beginnt das «Bußgebet», das Papst Johannes XXIII. wenige Tage vor seinem Tode verfaßt haben soll. Obwohl seine Authentizität von niemandem bestätigt, vielmehr entschieden bestritten wurde, steht es gleich in zwei Büchern, die diesen Herbst erschienen sind, auf der ersten Seite. Offenbar haben die Autoren, es sind in beiden Fällen Juden aus Israel, das Gebet als kongenial mit der Geisteshaltung und ihren Eindrücken von Papst Johannes empfunden. Jedenfalls spiegelt sich darin, wie einer von ihnen ausdrücklich anmerkt, «das neue Verhältnis der Kirche zu den Juden».¹ Man könnte umgekehrt sagen, die Tatsache dieser Zitierung bezeugt auch ein neues Verhältnis der (oder doch dieser) Juden zur Kirche.

Dieses Verhältnis zu verbessern ist das ausdrückliche Anliegen des Werkes von Pinchas E. Lapide, ROM UND DIE JUDEN (Verlag Herder, Freiburg 1967, 375 Seiten). Lapide ist Jude aus Israel und Historiker. Er beginnt mit der Bemerkung, es sei «keine Übertreibung, wenn man sagt, daß ein frommer jüdischer Eremit sein gesamtes religiöses Leben damit zubringen könnte, die 613 Vorschriften seines Glaubens zu praktizieren, ohne überhaupt festzustellen, daß es das Christentum gibt. Anders der fromme Christ, der seine heiligen Schriften nicht aufschlagen kann, ohne mit dem konfrontiert zu werden, was die Kirche ‚das Mysterium Israel‘ zu nennen liebt. Der Mangel daran – vom jüdischen Standpunkt aus betrachtet – ist der, daß sämtliche Bemühungen der Christen, dieses Geheimnis zu enträtseln, dazu führten, daß dem Judentum fast nur negative Aspekte zuge-

schrieben wurden». Und es beginnt die Geschichte der «seltsamen Ambivalenz», die seit dem dritten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung das Verhalten der Christen zu den Juden charakterisierte. Es ist dies für den Autor allerdings nur die Vorgeschichte. Denn wie der präzisere Titel des englischen Originals ankündigt, geht es ihm um die letzten drei Päpste und die Juden, und hier ganz speziell um die Rehabilitierung des von Rolf Hochhuth angeschlagenen Rufes Pius' XII. in dieser Frage. Obwohl im einen oder andern Echo die «Gegenposition» zum Stellvertreter als «vielleicht ein wenig zu radikal» empfunden wurde, hat der Autor als aufrechter, unvoreingenommener Mann offenbar auch bei seinen Glaubensgenossen Anerkennung gefunden. «The Jewish Chronicle» in London mindestens findet Lapides Beweisführung «schlüssig» und fragt: «Hätten denn Papst Pius XII. und seine Kirche überhaupt mehr tun können?» Aber mit der Berichtigung des Stellvertreters ist das Anliegen des Autors keineswegs erfüllt. Das was wir vorhin «Vorgeschichte» nannten, kann er gewiß nicht ohne weiteres als belanglos ansehen. Es reicht zu nahe an unser Jahrhundert heran, als daß darin nicht mit einer psychologische Wurzel für den Antisemitismus gesehen werden müßte, der im Dritten Reich seine grauenhaften Haßorgien gefeiert hat, mögen diese auch, wie Lapide (S. 368–370) zu dokumentieren nicht vergißt, das Christentum als «Frucht des Judentums» miteingeschlossen haben.

Es ist richtig und wichtig, daß ein heute lebender Katholik erfährt, wie man in Rom noch unter Leo XIII. geredet und geschrieben hat. Wenn dabei die «Civiltà Cattolica» eine besonders traurige Rolle spielte, so wäre (zu Seite 32) anzumerken, daß die Bezeichnung «Zeitschrift des Jesuitenordens» nicht ganz exakt ist. Damals wie heute wird die «Civiltà» zwar von italienischen Jesuiten redigiert, aber nicht als freie Veröffentlichung ihrer Ordensprovinz, sondern als unmittlbar vom päpstlichen Staatssekretariat abhängige, jedesmal vorzensurierte, oft auch von dort diktierte oder doch inspirierte Zeitschrift. Was nun freilich nicht heißen soll, die Jesuiten hätten deshalb in dieser Angelegenheit weniger Bußgesinnung nötig, um sich künftig vor Rückfällen zu schützen. In seinem letzten Kapitel «Ein neuer Anfang» bezeichnet Lapide eine Ansprache des Jesuitengenerals Pedro Arrupe vom 18. April 1966 in New York als den «Taupunkt», weil hier ein reuiges Eingeständnis erfolgte, das «The Jewish Chronicle» ein Mea Culpa nannte: «Das Rad der Geschichte», so schließt Lapide, «hat anscheinend eine völlige Umdrehung gemacht. Der Jesuitengeneral hat endlich so gesprochen, wie Jesus gesprochen haben könnte» (S. 341). Den hier zitierten Sätzen aus der Generalsrede wünschte man weiteste Verbreitung: nicht aus apologetischen Gründen, sondern zur Läuterung des katholischen Bewußtseins im Sinne dessen, was Arrupe ein «übertriebenes Loyalitätsgefühl der eigenen Kirche gegenüber auf Kosten der Liebe» nennt! Zum Abschluß seines Werkes spricht der Israeli Lapide die Hoffnung auf die Anerkennung seines Staates durch den Vatikan aus. Diesen «letzten Schritt» sieht er in Aussprüchen von Papst Johannes und Papst Paul bereits vorbereitet oder doch verheißen. Sein Schlußwort: Israel wartet.

Einen großformatigen (25 × 32 cm) und großartigen Bild- und Textband über dieses «Israel und seine Jahrtausende» legt der C. J. Bucher-Verlag, Luzern/Frankfurt, unter dem Titel DAS LAND, DAS ICH DIR ZEIGEN WERDE (Fr./DM 74.—) auf den Weihnachtstisch. Zwei Gründe sind es, warum dieses Prachtsbuch viele Schenkende und Beschenkte finden wird: die phantastischen, nur in diesen Dimensionen voll zur Wirkung gelangenden Farbaufnahmen von Hed Wimmer und die Bewältigung einer viertausendjährigen Geschichte, die mit einer Sippe von Hirten im zweiten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung beginnt und mit dem «Sechstagekrieg» dieses Sommers in unsere unmittelbare Gegenwart hineinreicht. Dieser Aufgabe hat sich ein seit 1940 in Israel lebendes Ehepaar unterzogen: die Kunstkritikerin Eva Goldmann und ihr Lebensgefährte, der Archäologe und Kunsthistoriker Dr. Zeev Goldmann. Die endgültige Textredaktion besorgte Horst Braunschweiger, die Gestaltung Emil M. Bühler. Solchem Zusammenwirken ist es zu verdanken, daß man auch schon beim bloßen Blättern immer wieder innehält und bald einen großgedruckten Bibeltext, bald eine ausführliche Bildlegende in den Randspalten liest. Wem nun das Verhältnis von Christentum und Judentum besonders am Herzen liegt, das in dem als Vorspruch gewählten Bußgebet ausgedrückt ist, wird nicht unterlassen, das Kapitel «Die Geburt des Christentums» genauer zu lesen. Eingerahmt von den Texten Gal 4,4, Matth 5,43–44 und 5, 4,6.8–10 (Bergpredigt) wird dieses Thema in zwei Abschnitten «Christentum und Judentum», «Christentum und Heidentum» behandelt. Hier, in dieser heiklen Frage, bedauert man als christlicher Leser, daß sich die Verfasser nicht, wie wir es beim Historiker Lapide so angenehm empfunden haben, offen «vom jüdischen Standpunkt aus» äußern. Denn ganz gewiß ist es für den Christen wichtig und interessant, zu erfahren, wie ein Jude die Entstehung des Christentums und seine Loslösung vom Judentum sieht und wie er, was ja zum Beispiel an der Hebräischen Universität zu Jerusalem

¹ Lapide (S. 349) orientiert in einer ausführlichen Anmerkung über die Geschichte der Veröffentlichung dieses Gebetes und der nachfolgenden Dementis wie auch über seine eigene Einstellung dazu.

auf wissenschaftliche Weise geschieht, das Neue Testament liest. Stattdessen gibt sich die Darstellung als allgemeingültig, und da die Verfasser (über die man außer auf dem Klappendeckel nirgends etwas erfährt) in der Theologie- und Glaubensgeschichte eben doch nicht ganz zu Hause sind, kommt es zu Äußerungen, die den christlichen Leser stoßen, und zu solchen, denen auch der Jude mindestens nicht unbestrittene Geltung zumessen kann. Solche Schönheitsfehler wären zu vermeiden, denn es gibt heute erfreulicherweise allenthalben Freundeskreise von Juden und Christen, wo man zur fachkundigen Beratung solcher Darstellungen gewiß bereit ist.

L. Kaufmann

WILHELM HARTMANN

Oblatio munda

Die Messe als Opfer. 120 Seiten, englisch broschiert S 125.—; Subskriptionspreis bis zum 31. Dezember 1967 S 98.—.

«Nach der allgemeinen Glaubensüberzeugung der Kirche ist die eucharistische Feier zugleich Opfer und Mahl. Auch das erstere darf nicht verschwiegen werden, obwohl es manchmal geschieht.» (Aus dem Pastoral Schreiben der österreichischen Bischöfe vom 16. Januar 1967.) Das Konzil von Trient hatte gegenüber den Reformatoren die Messe als Opfer bestätigt, die nachtridentinischen Meßopfertheorien stellten jedoch das eucharistische Opfer nicht immer glücklich heraus. Die Liturgische Bewegung unserer Zeit betont dagegen das Mahl, und der Empfang des Mahles nahm in erfreulicher Weise zu, aber vom Opfer sprach man weniger, ja man schwächte es geradezu ab. Heute geht es nun darum, im Sinne der Liturgiekonstitution des Konzils jede falsche Einseitigkeit zu vermeiden. Hier kommt diese dogmatische Studie gerade recht.

Durch jede Buchhandlung



VERLAG HEROLD · WIEN · MÜNCHEN

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins.

Redaktion und Administration (Abonnement und Inserate): Scheideggstraße 45, 8002 Zürich/Schweiz. Telefon (051) 27 26 10. Postcheckkonto: 80-27842

Bestellungen: bei der Administration

Einzahlungen: Schweiz: Postcheck 80-27842
Deutschland: Volksbank Mannheim, Postscheckamt Karlsruhe Kto.-Nr. 17525 (Vermerk «Orientierung», Bankkto.-Nr. 12975). – Österreich: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Postscheck 60.675 mit Vermerk «Orientierung» (26849) – Belgien-Luxemburg: siehe Schweiz – Dänemark: an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg – Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065 «Orientierung» C. E. Suisse No 20/78611 – Italien: c/c N. 1/18690 Pontificia Università Gregoriana, Deposito Libri, Piazza della Pilotta, Roma, «Orientierung».

Abonnementspreise:

- a) *Ganzes Jahr:* sFr. 17.— / DM 18.— / öS 100.— / bFr. 210.— / dän.Kr. 28.— / FF 20.— / Lire 2500.— / US\$ 4.50
b) *Halbes Jahr:* sFr. 9.— / DM 9.50 / öS 60.— / bFr. 110.— / dän.Kr. 15.— / FF 11.— / Lire 1300.—
c) *Gönner:* sFr. 22.— / DM 23.— / usw.
d) *Studenten:* jährlich sFr. 10.— / DM 10.— / öS 70.— / bFr. 120.— / dän.Kr. 16.— / FF 12.— / Lire 1400.—
e) *Einzelnummer:* sFr. 1.— / DM 1.— / öS 6.— / bFr. 12.— / dän.Kr. 1.60 / FF 1.20 / Lire 140.—

Eben erschienen:

FRANZ MICHEL WILLAM

Vom jungen Angelo Roncalli (1903-1907) zum Papst Johannes XXIII. (1958-1963)

II, 166 Seiten, Leinen sFr. 22.50.

Anhand des einschlägigen Schriftwerkes des Papstes Johannes XXIII. – rund 8000 Seiten in den italienischen Originalen – wird aufgezeigt: Der junge Angelo Roncalli ringt sich in den Jahren des Modernismus 1903-1907 zur Aggiornamento-Idee, zum Prinzip der anpassenden Interpretation der Heilslehre, durch und macht diese als Papst 1958-1963 zur Leitidee des von ihm einberufenen Zweiten Vatikanischen Konzils.

Loris Capovilla, der ehemalige Sekretär des Papstes Johannes XXIII., nunmehr Erzbischof von Chieti, bezeichnet die Darstellung dieses Werkes als sehr gut: Wie zu sehen, ein wirklich aktuelles Buch! Ein Register und umfassende Quellennachweise sind dem Werk beigegeben.

VERLAG FELIZIAN RAUCH, INNSBRUCK

Autoren der Orientierung

- L. Boros** IN DER VERSUCHUNG NEU!
Meditationen über den Weg zur Vollendung. 1967, 132 S. Fr. 9.80
MYSTERIUM MORTIS
Der Mensch in der letzten Entscheidung. 1967, 6. Auflage, Fr. 16.—
DER ANWESENDE GOTT
Wege zu einer existentiellen Begegnung. 1964, 4. Auflage, Fr. 16.—
Alle Walter-Verlag, Olten
IM MENSCHEN GOTT BEGEGNEN NEU!
Reihe: Erlöstes Dasein. 1967, 162 S., Fr. 11.65
ERLÖSTES DASEIN
Theologische Meditationen. 1967, 8. Auflage, Fr. 9.40. Beide Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz
- M. Brändle** KIRCHE, PAPST, MARIA
EHE, MORAL UND VOLKSFRÖMMIGKEIT
BIBEL, SAKRAMENT UND LITURGIE
WELTBILD UND GLAUBE
Vier Tyrolia-Taschenbücher, Innsbruck, 1962, Fr. 5.80
- J. David** DAS NATURRECHT IN KRISE UND LÄUTERUNG
Eine kritische Neubesinnung. 1967, 88 S., DM 6.80.
Verlag J. Bachem, Köln NEU!
NEUE ASPEKTE DER KIRCHLICHEN EHELEHRE
1967, 4. verbesserte und erweiterte Auflage.
Verlag G. Kaffke, Frankfurt-Bergen/Enkheim
- M. von Galli/** DAS KONZIL UND SEINE FOLGEN
B. Moos- Verlag C. J. Bucher, Luzern
brugger 1966, Fr. 38.80
- L. Kaufmann** CHRISTENHEIT, ISRAEL UND ISLAM
Begegnung im Hl. Land
Verlag C. J. Bucher, Luzern, 1964, Fr. 19.80
- W. Rohrer** IST DER MENSCH KONSTRUIERBAR?
Verlag Ars Sacra, München, 1966, Fr. 15.—
- J. Rudin** PSYCHOTHERAPIE UND RELIGION
(Übersetzungen: holländisch, in Vorbereitung: englisch, italienisch und spanisch).
1964, 2. Auflage, Fr. 18.—
FANATISMUS
Formen und Hintergründe fanatischen Verhaltens.
(Englische, italienische und spanische Übersetzung in Vorbereitung) 1965, Fr. 18.—
Beide Walter-Verlag, Olten